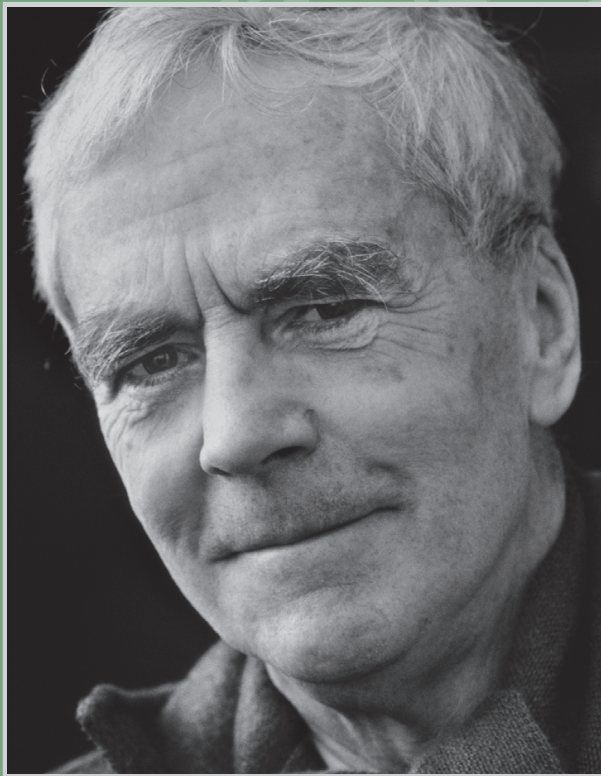


Lut Missinne,
Gerd Busse (Hrsg.)

Het Bureau

Ein Abend mit J. J. Voskuil



Niederlande-Studien

herausgegeben von
Loek Geeraedts, Lut Missinne und Friso Wielenga

Beiheft 4



Waxmann 2011
Münster / New York / München / Berlin

Lut Missinne
Gerd Busse
(Hrsg.)

Het Bureau

Ein Abend mit J. J. Voskuil



Waxmann 2011
Münster / New York / München / Berlin

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Eine elektronische Version dieses Buches ist dank der Unterstützung von Bibliotheken, die mit Knowledge Unlatched zusammenarbeiten, frei verfügbar. Die Open-Access-Ausgabe wurde im vorliegenden Fall ermöglicht durch den Fachinformationsdienst Benelux / Low Countries Studies der Universitäts- und Landesbibliothek Münster mit Förderung durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft.

Mehr Informationen: www.knowledgeunlatched.org, www.fid-benelux.de

Gefördert durch



ISSN 1618-4041

Print-ISBN 978-3-8309-2458-6

E-Book-ISBN 978-3-8309-7458-1

<https://doi.org/10.31244/9783830974581>

Waxmann Verlag, Münster 2011

www.waxmann.com

info@waxmann.com

Umschlaggestaltung: Pleßmann Kommunikationsdesign, Ascheberg

Umschlagbild: © Klaas Koppe;

Siegel der Generalstaaten der Niederlande aus dem Jahre 1578. Es zeigt einen gekrönten Löwen mit Schwert und Pfeilbündel, das die 17 Provinzen der Niederlande vereint nach der Pazifikation von Gent (1576) symbolisiert.

Aus: Zannekin-nieuwsbrief 1/89, S. 5.

Fotos: S. 15: © Uitgeverij G. A. van Oorschot;

S. 67, 81, 88: © Lousje Voskuil-Haspers

Dieses Werk ist unter der Lizenz CC BY-NC-SA veröffentlicht

Namensnennung – Nicht-kommerziell –

Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0 International (CC BY-NC-SA 4.0)

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/4.0/deed.de>



Inhalt

Vorwort	7
Gerd Busse	
<i>Het Bureau</i> – ein Buch des Trostes.....	11
J. J. Voskuil	
<i>Het Bureau</i> – Auszüge aus den Bänden 1 und 2.....	17
• Der erste Arbeitstag (1957)	17
• Ein Gespräch mit der wissenschaftlichen Hilfskraft (1964).....	21
• Ein Ehestreit (1964)	23
• Das Kündigungsschreiben (1966).....	27
• Ein internationaler Volkskundekongress in Bonn (1968)	33
• Umzugspläne (1968).....	39
• Eine Betriebsversammlung (1969)	45
• Ad ist krank! (1969).....	51
• Ads Genesung (1970)	53
• Auf Krankenbesuch bei Ad (1972).....	57
• Bei den Volkskundlern in Münster (1972)	61
Ein Interview mit Lousje Voskuil-Haspers.....	69
Gerd Busse	
Eine Übersetzung wie ein Schrank – Bemerkungen zur Übersetzung des Romans <i>Het Bureau</i> von J. J. Voskuil	75
Arjan Peters	
Einsicht ist die einzige Freiheit – Eine Erkundungsreise durch <i>Het Bureau</i>	83
Kurzbiographien der Mitwirkenden.....	89

Vorwort

Was haben die englische Bestsellerautorin J. K. Rowling und der niederländische Autor J.J. Voskuil gemeinsam? Bei beiden standen die Fans mit jedem neu erscheinenden Band schon frühmorgens im Dunkeln vor den Buchhandlungen Schlange, um eines der begehrten Exemplare zu ergattern und es möglichst noch am selben Tag zu verschlingen. Eine wahre „Büromanie“ hat J.J. Voskuil in den späten 1990er Jahren mit seinem siebenbändigen Werk *Het Bureau* ausgelöst. Über das Leben Maarten Konings – das Alter Ego des Autors –, seinen Arbeitsalltag an einem Institut für Volkskunde in Amsterdam (in dem niederländische Leser sofort das bekannte P. J. Meertens Instituut erkennen) hat der Autor mehr als 5.000 Seiten unwiderstehliche Prosa geschrieben. Alles begann im Jahr 1996. Kaum war *Meneer Beerta*, der erste Band des *Het Bureau*-Zyklus, erschienen, war er auch schon ausverkauft. Eine Neuauflage jagte die nächste – ein Erfolg, der sich bei den nachfolgenden Bänden wiederholen sollte und eine große Schar Voskuil-süchtiger Leser hervorbrachte.

J.J. (Han) Voskuil wurde am 1. Juli 1926 in Den Haag geboren. Sein Roman *Bij nader inzien* (1963), in dem auch bereits Maarten Koning als Hauptfigur auftritt, wurde von der Literaturkritik hoch gelobt, verkaufte sich jedoch schlecht. Seinen Durchbruch hatte er erst dreißig Jahre später, mit seinem Megaroman *Het Bureau* (1996–2000), der als der umfangreichste Roman der Weltliteratur gilt. Zuvor war Voskuil in den Niederlanden jedoch vor allem als Volkskundler bekannt. Er arbeitete dreißig Jahre lang als „wissenschaftlicher Beamter“ an besagtem Meertens Instituut in Amsterdam und machte sich mit dem Aufbau eines riesigen Schlagwortkatalogs zur Volkskunde einen Namen. J.J. Voskuil starb am 1. Mai 2008 in Amsterdam. Der schwerkranke Autor wollte über den Zeitpunkt seines Todes selbst entscheiden und wählte dafür den ‚Tag der Arbeit‘ – eine Wahl, die seine Leser kaum überraschen dürfte. Denn „Arbeit“ war das große Thema dieses außergewöhnlichen Autors, der die Literatur um einen der interessantesten Romane der letzten Jahrzehnte bereichert hat.

Die Geschichte beginnt Ende der 1950er Jahre. Die unter schrulligen Ethnologen und Bürohengsten situierte Handlung mäandert durch die Jahrzehnte. Der Leser folgt dem zynischen Blick der Hauptfigur Maarten Koning, der seinen Chef und zahllose andere Figuren, für Insider deutlich als Personen der Wissenschaftsszene erkennbar, humorvoll skizziert. Die Szenen alltäglichen Lebens und Arbeitens zwischen Kaffeepause und Büro werden in trockenen Dialogen auf ein-

zigartige Weise zum Leben erweckt. Das im Roman nach dem ersten, exzentrischen Direktor benannte „Beerta-Institut“ erscheint dem Leser als Zentrum sinnlosen Handelns, was einen manchmal schmunzeln lässt, oft genug jedoch in eine melancholische Stimmung versetzt.

Voskuil schrieb, um zu begreifen, wie er dazu kommen konnte, dass er ein Leben lang Arbeit verrichtete, die er als sinnlos betrachtete, der er sich jedoch aus einem tiefen Verantwortungsgefühl heraus nicht hatte entziehen können.

Als „grandios“, „süchtig machend“ und „eine Perle des literarischen Realismus“ wurde Voskuils Roman in den Niederlanden bejubelt. Es wurde aber auch wegen seines dokumentarischen und trockenen Stils als unliterarische „Buchhalterprosa“ kritisiert. *Het Bureau* ist ein Werk universeller Literatur, in der jeder Leser sein eigenes berufliches und soziales Umfeld wiedererkennen kann, eine Meistererzählung über Illusion und Desillusion. Dirk Schümer, Literaturkritiker der *FAZ* schrieb über Voskuil:

„Dass *Het Bureau*, diese ‚Soap-Opera für Intellektuelle‘, mit seiner lakonisch-calvinistischen Sphäre aus immer wiederkehrenden Abläufen, knappen Schreibtischdialogen, dunklen Regentagen, Kaffeekochen und hilarischen Minimalintrigen im Ausland keinen Erfolg hatte, ist – neben dem Umfang von fünftausend Seiten – der Muttersprache des Verfassers geschuldet. Als Amerikaner wäre Voskuil gewiss für den Nobelpreis vorgeschlagen worden, aber als Amerikaner hätte er dieses abgründige, erschütternde und zugleich urkomische Opus magnum aus der Welt der Geisteswissenschaften eben auch nicht schreiben können.“¹

Am 12. Januar 2010 fand im Haus der Niederlande in Münster ein *Het Bureau*-Abend statt, bei dem ausgiebig über die Frage debattiert wurde, warum Voskuils *Het Bureau* in den Niederlanden so überaus populär ist und ob dieser Roman nicht auch ein deutsches Publikum begeistern könnte. Arjan Peters, Literaturkritiker der niederländischen Tageszeitung *de Volkskrant*, lobte die universelle Thematik des Werks und die Besinnung auf das moderne Leben. Lousje Voskuil-Haspers, Witwe des Autors, kommentierte mit viel Humor die Verbindung von Leben und Literatur in diesem Roman und Gerd Busse, Literaturübersetzer und Voskuil-Kenner, debattierte mit dem Publikum über die Marktchancen einer deutschen Übersetzung. Die Texte des Abends – Vorträge, ein Interview und Auszüge aus dem Roman – sind in diesem Band der Reihe Niederlande-Studien; Kleinere Schriften zusammengefasst worden.

1 SCHÜMER, D., *Der Chronist im Büro. Zum Tod des holländischen Schriftstellers J.J. Voskuil*, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 7. Mai 2008.

Parallel zu diesem Abend fand in Münster (12. Januar 2010) und Nijmegen (2. März 2010) ein intensiver, zweitägiger Übersetzerinnenworkshop statt. Studierende des Masterstudienganges „Niederländisch-Deutsch: Literarisches Übersetzen und Kulturtransfer“ am Institut für Niederländische Philologie der Universität Münster hatten vorab – mit viel Vergnügen und noch mehr Geschick – Auszüge aus dem zweiten Band des Romans, der den Titel *Vuile handen* trägt, ins Deutsche übersetzt, um ihre Texte auf dem Workshop mit Gerd Busse zu diskutieren. Die Übersetzungen dieser Auszüge wurden ebenfalls in den vorliegenden Band aufgenommen und bieten nun, zusammen mit den anderen Texten, faszinierende Einblicke in einen ebenso faszinierenden Roman.

Münster, im Dezember 2010
Lut Missinne

Gerd Busse

Het Bureau – ein Buch des Trostes

„Während er den Sargdeckel langsam wieder über sich schloss, wurde er wach, überwältigt von einem Gefühl grenzenloser Traurigkeit.“ (J.J. Voskuil, *Het Bureau*, Bd. 7, Schluss)

Eine Nation von *Bureau*manen

Kurz vor der Jahrtausendwende konnte man in den Niederlanden Zeuge eines sonderbaren Phänomens werden: Die Nation erging sich über mehrere Jahre hinweg und in wachsender Anteilnahme am Schicksal eines gewissen Maarten Konings. Mit atemloser Spannung verfolgte man sein Treiben, durchlitt mit ihm die Höhen und Tiefen einer dreißig Jahre währenden Sinnkrise und verlor dabei doch nie ganz die Hoffnung, dass sich das Blatt für ihn eines Tages vielleicht doch noch wenden und sein Martyrium ein Ende nehmen könnte.

Das eigentlich Merkwürdige an der Geschichte aber war, dass dieser Maarten Koning niemals wirklich existierte – zumindest nicht unter diesem Namen. Maarten Koning war die Romanfigur, mit der sich ihr Schöpfer, der niederländische Autor J.J. Voskuil, sein Dasein als „Wissenschaftlicher Beamter“ an einem kleinen Amsterdamer Volkskundeinstitut von der Seele geschrieben hatte, einem Ort, an dem er dreißig Jahre seines Lebens zubrachte und den er anschließend zum schillernden Gegenstand eines siebenbändigen, 5.000-seitigen Romans mit dem Titel *Het Bureau* (Das Büro) erkor.

Wer ist jener Maarten Koning und worum geht es in diesem Roman, der eine ganze Nation innerhalb kürzester Zeit mit dem „Morbus Voskuil“ infizieren und in ein Volk von *Bureau*manen verwandeln konnte?

Wichtelmännchenforschung

Die Geschichte beginnt im Jahr 1957. Maarten, ein etwas kontakt-scheuer Zeitgenosse, heuert mangels besserer Alternativen an einem halbvergessenen Institut zur Erforschung niederländischer Volkskultur in Amsterdam an, ebenjenem „Büro“, das von einem windigen, mit

allen Wassern gewaschenen Direktor namens Beerta geleitet wird. Viele Jahre später blickt Maarten sehnsüchtig auf diese Zeit zurück:

„Wie war das eigentlich unter Beerta?“, fragte Gert neugierig. „Musstet ihr damals auch so hart arbeiten?“

„Unter Beerta?“ Er schmunzelte. „Unter Beerta taten wir nichts.“

„Nein?“, fragte Gert ungläubig.

„Na ja, Fragebogen auf Karteikarten übertragen und Karten zeichnen, aber was ich damit dann tun sollte, war mir ein Rätsel.“

„Und Beerta selbst?“

„Beerta!“ Er lächelte. „Beerta fing den Tag damit an, mir zu erzählen, was er geträumt hatte. Dann schrieb er Gratulationsbriefe an Leute, die gerade promoviert hatten oder Professor geworden waren – denn er kannte sie alle.“

Zu seinen ersten Aufgaben im Büro – einem getreuen Abbild jenes Instituts, an dem Voskuil selbst von 1957 bis 1987 arbeitete – gehört eine Untersuchung über „Wichtelmännchen-Erzählungen“. In einer anderen, großangelegten Feldstudie versucht man, über den Umgang des Volkes mit der Nachgeburt des Pferdes sogenannte „Kulturgrenzen“ aufzuspüren. Kurzum: Es handelt sich um Projekte, die man dem Steuerzahler gegenüber besser verschweigt, völlig aus dem Ruder gelaufene Hobbys der Institutsleitung, wie Maarten später einmal einem jungen Kollegen anvertraut.

Verteilt über das ganze Land hält sich das Büro ein Netz von „Korrespondenten“, die regelmäßig Besuch von den Forschern aus Amsterdam erhalten, um „über früher“ befragt zu werden. Als Ausgleich für die Strapazen der wissenschaftlichen Feldarbeit geht es regelmäßig nach Antwerpen zum feucht-fröhlichen Gedankenaustausch mit den flämischen Kollegen oder, ebenfalls ein beliebtes Reiseziel, zu den Volkskundlern nach Münster, wo dann feudal im Ratskeller gespeist wird. Gern besucht man auch immer wieder eine der zahlreichen internationalen Konferenzen über den „Europäischen Atlas“ und diskutiert dort über europaweite „Weihnachtsbaum-“ oder „Jahrfeuer-Karten“. Unnötig zu erwähnen, dass auch der Europäische Atlas nicht eben zu einem Ruhmesblatt der Wissenschaft gerät.

Kein Wunder also, dass Maarten seiner Arbeit nicht viel Sinn abgewinnen kann, doch er tut sie aus einem tiefen Pflichtgefühl heraus.

„Als ich bei Herrn Beerta anfang zu arbeiten, fand ich alles, was man hier tat, völlig idiotisch, Unsinn! [...] Es hat Jahre gedauert, bis ich begriff, welcher Gedankengang dahinter steckte und was Beerta eigentlich wollte. Dass sich das schließlich auch als Unsinn herausstellte, war natürlich schon eine Erleichterung, aber ich habe dennoch versucht, in seinem Geiste weiterzuarbeiten, denn dafür war ich eingestellt worden.“

Er verbringt seine Tage mit dem Anlegen von Karteikarten über alles, was er nicht versteht und von dem er hofft, es später vielleicht doch einmal zu verstehen, langweilt sich auf unzähligen Sitzungen irgendwelcher wissenschaftlichen Museumskommissionen oder heimatgeschichtlichen Arbeitsgruppen, wo er den Wissenschaftler mimen muss – und hadert derweil mit seinem Schicksal.

Ein guter Hirte inmitten eines Haufens von Tölpeln

Das Institut wächst mit den Jahren, und mit ihm die Probleme – etwa in Gestalt von Maartens beiden Untergebenen Ad Muller und Bart Asjes. Während der eine bereits kurz nach Dienstantritt von brennenden Augen und anderen ominösen Wehwehchen heimgesucht wird, die seine Körpertemperatur auf sensationelle Werte um die 37,2 Grad hochschnellen lassen und ihn über Jahre hinweg immer wieder wochenlang ans Krankenlager fesseln, gehört der andere zur Kategorie der Totalverweigerer: Geschickt versteht er es, seinen Vorgesetzten in endlosen Diskussionen über selbst den kleinsten Arbeitsauftrag so zu zermürben, dass dieser schließlich seinen Job gleich selbst erledigt.

Auch die anderen aus diesem „Haufen von Tölpeln“, mit denen Maarten sich tagtäglich herumschlagen muss, sind alles andere als eine Zierde der Zunft: Wenn sie nicht gerade an einem ihrer (insgesamt eher seltenen) Artikel herumwerkeln – deren wissenschaftliche Qualität gelegentlich so erbärmlich ist, dass Maarten nur noch durch ein Publikationsverbot Schlimmeres verhindern kann – feiern sie krank oder hecken Intrigen gegen ihren Vorgesetzten aus. Dabei wäre Maarten der Allerletzte, der ein solches Verhalten verdient hätte – ein Mann, der sich, wie er selbst findet, um seine Leute stets wie der gute Hirte um seine Schäfchen bemüht hat. Und wie wird es ihm gedankt? Kaum hat Maarten seinen wohlverdienten Ruhestand angetreten, macht sich seine Abteilung daran, rigoros die Spuren seines Wirkens zu tilgen – bis hin zur unangekündigten Entfernung seines Schreibtisches, den man ihm zunächst noch als eine Art letzte Bleibe belassen hatte.

Ein Buch des Trostes

Schon kurz nach dem Erscheinen des ersten Bandes im Jahre 1996 entwickelte sich *Het Bureau* zu einem nationalen Großereignis in den Niederlanden. Sein Verlag, G. A. van Oorschot, hat bis heute mehr als 400.000 Exemplare der Bände verkauft, doch das Heer derer, die An-

teil am Leben Maarten Konings genommen haben, dürfte – auch dank des Medieninteresses an dem Roman – um ein Vielfaches größer sein. Als das reale Bureau vor etwa zehn Jahren umzog, wurden kurz vorher Führungen für Voskuil-Fans veranstaltet. Dabei wurden Rollenspiele aufgeführt, und manche der Mitarbeiter liefen mit Namensschildern herum, auf denen ihr eigener Name und der ihres Roman-Egos standen.

Doch nicht nur auf den Bürofluren und in den Amtsstuben – selbst auf den Sterbelagern des Königreichs war *Het Bureau* ein Thema. So wandte sich die todkranke Amsterdamer Stadträtin Annemarie Grewel 1998 an den Voskuil-Verleger Wouter van Oorschot, mit der Bitte, ob er ihr nicht vor ihrem Tod ausnahmsweise Einblick in die bis dahin noch nicht erschienenen Bände des Romans gewähren könne – eine Bitte, die dieser ihr abschlug, da sie nicht die Einzige sei, die unter ähnlich traurigen Umständen diesen Wunsch geäußert habe, und er befürchten müsse, dass das Ende der Geschichte auf diesem Wege doch noch vorzeitig durchsickern könnte.

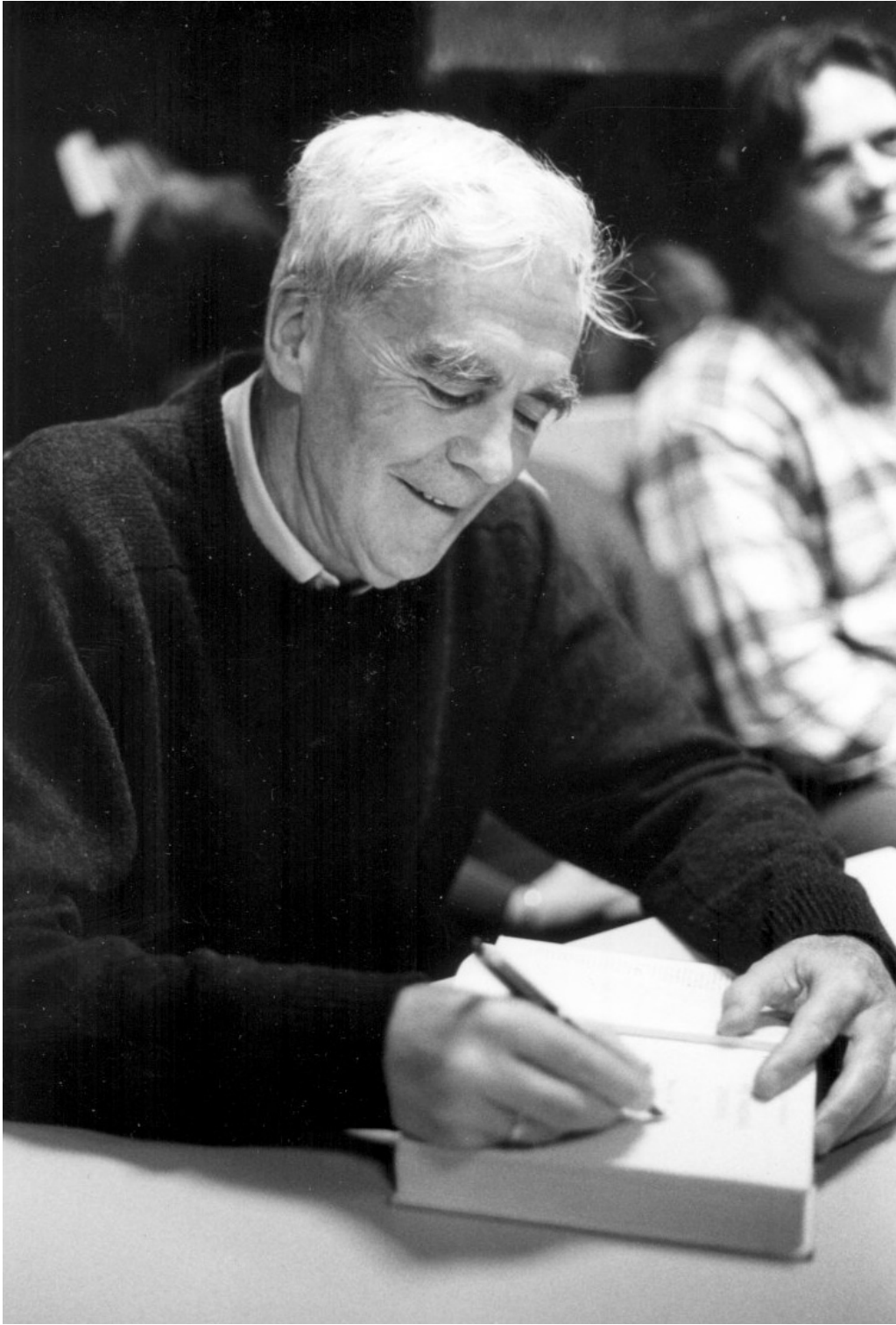
Was ist bloß an diesem Roman, dass er unsere ansonsten eher nüchternen Nachbarn zu solchen Begeisterungstürmen reizte und Sterbenden das Letzte Sakrament ersetzte? Ist es der schonungslose Blick in die Abgründe einer kleinen, aber aufrechten Bürokratenseele namens Maarten Koning, der den Nerv seiner Leser getroffen hat? Ja, das ist es wohl auch. Doch es ist vor allem die Tatsache, dass viele seiner Leser in sich selbst auch so einen Maarten Koning entdecken, der versucht, einer durch und durch sinnlosen Arbeit in einer Institution, die niemand wirklich braucht, eine tiefere Bedeutung abzuringen. Denn Maarten ist wie sie: ein unbedeutender und unverstandener Büromensch, der tagtäglich seine Pflicht tut in diesem, wie es bei Voskuil heißt, „Dschungel da draußen“, einer, der gelegentlich von Flucht träumt und sich schließlich mit den Verhältnissen zu arrangieren lernt, aber auch einer, der bei alledem das Gefühl nicht loswird, dass es das allein doch nicht sein kann, was man sich vom Leben erhofft hat.

Der Theologe Erik van Halsema, zugleich Betreiber einer sehr informativen Voskuil-Website, sieht in *Het Bureau* ein „Buch des Trostes“. Vielleicht hat er sogar recht damit: Den dumpfen Grundzweifel an der Sinnhaftigkeit des eigenen Tuns und Strebens – bei Maarten findet man ihn eindrucksvoll in Worte gefasst. Man ist nicht mehr allein, und das hat in der Tat etwas ungemein Tröstendes.

Weitere Informationen und Leseproben unter:

<http://huizen.dds.nl/~jdfvh/voskuil.html>

http://www.het-bureau.eu/dokumente/het_bureau.pdf



J. J. Voskuil

Het Bureau – Auszüge aus den Bänden 1 und 2

Der erste Arbeitstag (1957)²

Er kannte das Büro durch ein Praktikum während seines Studiums. Es befand sich im Hof des Hauptbüros, dem es auch organisatorisch angehörte, und bestand aus drei Räumen. Beerta saß im hinteren Raum, der in zwei Hälften geteilt war; ihm gehörte die Hälfte, die zum Hof hin lag. Das Mobiliar bestand aus einem außergewöhnlich großen Schreibtisch mit Aufsatz, der vor langer Zeit einmal einem berühmten Sprachwissenschaftler gehört hatte, einer Sitzgruppe aus drei Sesseln sowie aus einem langen Tisch, der zum größten Teil mit Stapeln von Büchern und Papieren bedeckt war. An den drei Wänden waren Bücherregale angebracht. Die Tür befand sich in der Fensterecke und enthielt in der oberen Hälfte sechs Fenster, deren beiden untersten an der Außenseite mit einem rosafarbenen Vorhang verhängt waren, so dass Beerta keinen Einblick in den mittleren Raum nehmen konnte, in dem sich Fräulein Haan und der Zeichner ihr Büro teilten. Im ersten Raum war der Rest des Personals untergebracht, abgesehen vom Hausmeister, der in einer Portiersloge am Anfang des Flurs, bei der Eingangstür, saß. Er stand auf der Schwelle seines kleinen Verschlags, als Maarten die Tür aufstieß und den Flur betrat.

„Tag, Herr de Bruin“, sagte Maarten.

„So, der Koning“, antwortete der Mann erfreut in plattestem Amsterdamer Dialekt. „Junge, das ist lange her.“

Es überraschte Maarten, dass man ihn wiedererkannte und er offenbar immer noch dazugehörte. „Verdammt lange“, sagte er mit einem Lächeln. „Ich bin mit Herrn Beerta verabredet.“

„Und wie geht's deinem Vater?“, fragte de Bruin vertraulich, während sie sich durch den langen Flur zu Beertas Büro begaben, denn ebenso wie sein Vater war auch de Bruin ein alter Sozialist. Das schuf ein Band, von dem Maarten in diesem Fall profitierte. Außerdem war de Bruin ein reinrassiger Amsterdamer, was ihm in den Augen Maartens die Überlegenheit eines Mannes verlieh, der hier zu Hause ist. Er ging voran, betrat den ersten Raum, wo Maarten im Vorbeigehen zwischen den Leuten, die dort an den Schreibtischen saßen, auf

2 *Het Bureau*, Band 1: „Meneer Beerta“, G.A. van Oorschot, Amsterdam 1996, S. 9- 13. Maarten Konings erster Arbeitstag im Büro.

den ersten Blick kein bekanntes Gesicht entdecken konnte. Den Zeichner in seinem weißen Kittel, der im mittleren Raum auf einem hohen Hocker hinter seinem Zeichenbrett am Fenster saß, erkannte er jedoch sofort und dieser ihn ebenfalls.

„Ha, der Koning!“, rief er, eine Spur zu laut. „Schaust du auch mal wieder vorbei?“ Er begann wiehernd zu lachen, ein verkrampftes Lachen, bei dem sein Gesicht für einige Augenblicke zu einer Grimasse erstarrte, und streckte die Hand aus.

Maarten lächelte reserviert. Der Mann irritierte ihn. „Tag, Herr van Ieperen“, sagte er und drückte ihm die Hand.

De Bruin hatte inzwischen die letzte Tür geöffnet, nachdem er zuerst angeklopft hatte. „Herr Beerta, hier ist der Herr Koning.“

„Lass Herrn Koning nur eintreten“, hörte er Beerta aus der Ferne antworten. Nach der flachen, tonlosen Stimme de Bruins klang die von Beerta äußerst nuanciert und ein wenig feminin. Er stand neben seinem Stuhl, als Maarten den Raum betrat, kam ihm mit steifen Bewegungen entgegen und reichte ihm die Hand. „Setz dich“, sagte er ernst, mit einem Nicken in Richtung der Sitzgruppe.

Sie setzten sich an den kleinen runden Tisch, beide mit einem Bücherregal im Rücken.

„Möchtest du rauchen?“

„Nein, danke“, sagte Maarten.

Sie schwiegen einige Augenblicke. Beerta sah ihn unbewegt und ein wenig ironisch an. Er verzog den Mund und spitzte die Lippen. „Und, weißt du schon, weshalb du hier arbeiten willst?“

„In erster Linie, weil es keinen Anspruch auf irgendetwas erhebt.“

Seine Antwort überraschte Beerta. Er zog die Augenbrauen hoch. „Das bedeutet doch hoffentlich nicht, dass du dir hier kein Bein ausreißen willst?“ Er stotterte kurz.

„Nein, so war das nicht gemeint.“

Beerta sah ihn prüfend an, so als ob er sich fragte, was er damit meinte.

Maarten lächelte schuldbewusst. „Ich werde meine Sache so gut machen, wie es mir möglich ist. So wie ein Tischler einen Schrank macht.“

„Und was spricht dich dann so besonders darin an? Denn ein Schrank ist es nicht.“

„Das weiß ich natürlich noch nicht, aber wenn es das ist, was ich denke, dann interessiere ich mich vor allem für die Frage, *warum* Menschen diese Dinge glauben und tun, also für die Psychologie.“

Beerta nickte. „Das hat mich auch immer interessiert.“ Es klang aufrichtig, doch wie bei so vielem, was Beerta sagte, hatte Maarten

zugleich das Gefühl, dass es sich um nicht mehr als einen Schritt in einem rituellen Tanz handelte. Das amüsierte ihn.

Sie schwiegen eine Weile.

„Hast du schon darüber nachgedacht, was du verdienen möchtest?“

Die Frage durchbrach die Vertraulichkeit. „Das weiß ich nicht“, wehrte er ab. „Das sollten Sie einfach bestimmen.“

Beerta nickte bedächtig. „Ich werde der Kommission vorschlagen, dich einzustellen.“

Auf dem Rückweg traf Maarten im ersten Raum auf Kurt Wiegel, den Bibliothekar. Er kannte ihn noch aus seiner Studienzeit.

„He, was machst du denn hier?“ fragte Wiegel erstaunt. Es klang nicht besonders freundlich. Auch früher schon hatte er Maarten ein Gefühl vermittelt, als ob dieser ihm ein unverzeihliches Unrecht zugefügt hatte.

„Ich werde vielleicht hier arbeiten“, antwortete Maarten. Er bemerkte, daß ein älterer Mann, der hinter Wiegel an einem Schreibtisch saß und arbeitete, den Kopf hob und ihn ansah.

„Das ist nicht dein Ernst“, sagte Wiegel, ohne eine Spur von Freude. „Komm eben mit.“ Er ging mit kleinen, stolzierenden Schritten voran, in den hinteren Teil des Raumes, der hinter einem Bücherregal verborgen lag, das den Raum teilte. Seine Art zu gehen war genau wie die von Beerta, und unter den Studenten ging man davon aus, dass es einst als Imitation angefangen hatte, wie so vieles bei Wiegel, der ein Meister im Imitieren war. „Kennst du Herrn Veerman?“ fragte er mit einer Kopfbewegung hin zu einem dicken Mann, der, ihnen mit dem Rücken zugewandt, vor einer Reihe von Registraturschränken saß und damit beschäftigt war, Zeitungsausschnitte einzusortieren.

„Ach, Herr Wiegel“, sagte der Mann, ohne Maarten zu beachten. „Hier habe ich so einen merkwürdigen Ausschnitt, man könnte sogar sagen, einen sehr merkwürdigen.“ Mühsam richtete er sich aus seiner hockenden Stellung auf und reichte Wiegel einen Ausschnitt. Sein Kopf war feuerrot. Darunter trug er ein ebenfalls rotes Oberhemd, das am Hals offenstand, sowie eine weite, unförmige Hose.

„Gleich, Herr Veerman“, wehrte Wiegel ab, „ich habe gerade Besuch.“ Er schob einen Stuhl an seinen Schreibtisch. „Setz dich“, forderte er Maarten auf. „Hätte dir nicht etwas Besseres einfallen können?“

„Nein“, antwortete Maarten. Weil er nie wusste, was dieser Mann wirklich meinte und wann er einen Scherz machte, fühlte er sich in seiner Gegenwart unbehaglich.

Wiegel lachte freudlos. „Der eine weiß nicht, wie er hier wegkommen soll, und der andere kommt hier freiwillig zum Arbeiten her. Gab es keine Stelle an der Universität?“

„Ich möchte nicht mal daran denken.“ Hinter sich hörte er Veerman herumkramen und stöhnen. Sollte er tatsächlich eingestellt werden, dann wollte er lieber nicht in dieser Ecke arbeiten müssen.

„Oder Lehrer“, fuhr Wiegel fort.

„Du bist doch auch Lehrer gewesen und hast es aufgegeben?“

Wiegel lachte. „Kennst du die Geschichte von dem Lehrer aus Makkum?“

Maarten schüttelte den Kopf.

„Schade, ich auch nicht.“ Der Scherz bereitete ihm einen Heiden Spaß, doch plötzlich wurde er ernst. „Aber im Ernst. Es lässt sich hier aushalten. Zumindest, wenn du Sinn für Humor hast.“

Übersetzung: Gerd Busse

Ein Gespräch mit der wissenschaftlichen Hilfskraft (1964)³

Ad Muller setzte sich dicht neben Maarten und betrachtete begierig die Karte. In dieser Gier lag etwas, das Maarten beunruhigte, doch er unterdrückte das Gefühl ebenso wie seine Abscheu vor der allzu körperlichen Präsenz dieses fremden jungen Mannes so dicht neben sich. „Ja“, sagte er zögernd und blickte auf die Karte, „wie soll ich das jetzt erklären?“

„Heidi hat mir schon einiges darüber erzählt. Sie sollen Kulturgrenzen suchen, haben aber erst zwei gefunden.“

Maarten lachte. „Ja, aber das ist nur die eine Hälfte der Arbeit.“ Er blickte auf die Karte.

„Ist das hier eine solche Karte?“ Er beugte sich vor, mit den Händen auf seinen Knien, als ob er die Karte in ihrer Gesamtheit in sich aufnehmen wollte.

„Das ist eine Karte des Kornschrecks. Wenn Eltern ihren Kindern verbieten, im Korn zu spielen, drohen sie mit ihm.“

„Und ist da auch eine Kulturgrenze drauf?“ Er suchte die Karte ab.

„Hier!“ Maarten zog die Karte zu sich heran und zeigte auf ein kleines Gebiet im äußersten Nordosten, wo ein und dasselbe Zeichen gleich mehrfach auftauchte. „Dort drohen sie mit der Roggenmutter, und das tun sie nirgendwo anders.“

„Sie haben also jetzt drei?“

„Ja“, er lachte, „aber darum geht es eigentlich nicht. Es geht darum, wie man es erklären soll.“ Er zögerte, es war das erste Mal, dass er jemandem begreiflich machen musste, was er tat, und es war ihm peinlich, so als ob er sich eine Blöße gab. „Es gibt die Theorie, wonach es sich bei dieser Roggenmutter ursprünglich um einen Korngeist handelte, der in die Kinderwelt hinabgesunken ist, und die Kritik daran lautet, dass es niemals mehr als ein Scherz war, den Eltern ihren Kindern gegenüber machten. Die Frage ist, wer recht hat.“

„Und wer hat recht?“ Er sah Maarten mit einem derart treuherzigen, ungeheuchelten Interesse an, dass Maarten den aufkommenden Gedanken, zum Narren gehalten zu werden, sofort wieder verwarf.

„Das weiß ich nicht. Ich fürchte, dass es sich nicht sagen lässt, aber es ist schon merkwürdig, denn auch wenn es sich um einen Scherz handelt, stellt sich die Frage, warum dieser Scherz ausschließlich dort vorkommt. Wenn man die Angaben auf eine Bodenkarte überträgt“, er

3 *Het Bureau*, Band 1: „Meneer Beerta“, G.A. van Oorschot, Amsterdam 1996, S. 654-657.

suchte zwischen seinen Papieren und zog die Skizze einer Bodenkarte darunter hervor, in die er außer den Bodentypen auch die Daten über die Roggenmutter eingezeichnet hatte, „sieht man nämlich, dass nur Eltern, die auf Sandboden leben, diesen Scherz machen, nicht aber Eltern, die im Moor wohnen, obwohl sie dort ebenfalls Roggen anbauen.“

„Komisch, nicht?“

„Ja, komisch“, sagte Maarten lachend.

„Und wie erklären Sie sich das jetzt?“ Er blickte ihn mit großen, naiven Augen an. Die Naivität, mit der der junge Mann ihn ansah, ließ Maartens aufkommenden Argwohn erneut schwinden. „Ich glaube ...“ Er brach den Satz ab und fing von vorne an. „Auf alle Fälle kann die Roggenmutter nicht älter sein als der Roggen selbst, und der ist erst zu Beginn unserer Zeitrechnung hierhergekommen. Von diesem Zeitpunkt an kann also auf Sandboden Roggen angebaut worden sein. Im Moor war das erst ab dem 15. Jahrhundert möglich, als das Land dort allmählich trockengelegt wurde. Geht man nun davon aus, dass das Moor von Menschen urbar gemacht worden ist, die von anderswo herkamen, und geht man ebenfalls davon aus, dass die Roggenmutter auf dem Sandboden ihre Vitalität verloren hatte, so dass sie sich nicht mehr weiter verbreitete – beispielsweise, weil sie bereits in die Kinderwelt hinabgesunken war –, dann ist es möglich, dass es im Frühmittelalter ein Korngeist gewesen ist, aber beweisen lässt sich nichts.“

„Das ist also Ihre Schlussfolgerung?“

„Ja, mehr kann ich auch nicht daraus machen.“

„Ich glaube, dass ich dann doch lieber an diesem Karteisystem arbeite.“

„Das war auch der Grund, warum ich damit angefangen habe.“

„O ja?“, fragte der junge Mann erstaunt.

„Angefangen habe ich mit den Wichtelmännchen. In den Aufsätzen, die ich darüber las, verstand ich nichts – und ich verstehe noch immer nichts.“ Er lachte. „Ich habe noch nie einen Aufsatz über diese Dinge gelesen, von dem ich auch nur ein Wort verstehe. Und wenn ich etwas nicht verstehe, fange ich an, Karteikarten anzulegen, für später, in der Hoffnung, dass ich es dann doch irgendwann verstehe.“

Übersetzung: Gerd Busse

Ein Ehestreit (1964)⁴

„Aber du brauchst doch nicht noch jemanden einzustellen!“, sagte Nicolien. „Du kannst doch auch allein weitermachen! Ich verstehe nicht, warum du das tust. Das ist doch nichts, jemanden zu haben, den man an der Arbeit halten muss! Was halst du dir damit bloß auf?“

„Ich brauche ihn nicht an der Arbeit zu halten. Er soll mir doch gerade Arbeit abnehmen. Man stelle sich vor, ich müsste ihn an der Arbeit halten. Das wäre natürlich idiotisch.“

„Aber warum muss er dir denn Arbeit abnehmen? Es ist doch Unsinn, womit du dort beschäftigt bist?“

„Ja, es ist Unsinn.“

„Warum muss er dir dann Arbeit abnehmen? Wenn es Unsinn ist, braucht es dir doch nicht abgenommen zu werden?“

„Das ist doch Quatsch“, sagte er verärgert. „Es ist zwar Unsinn, aber ich bin trotzdem verantwortlich, dass es gemacht wird.“

„Na, dann wird eben weniger gemacht.“

„Das geht nicht!“

„Warum geht das denn nicht?“

„Weil es nun einmal nicht geht! Wenn Balk und Fräulein Haan ihre Abteilung vergrößern, muss ich meine Abteilung auch vergrößern!“

„Na, der ist gut!“, sagte sie entrüstet. „Wenn sie in einem großen Haus wohnen wollen, musst du sicher auch in einem großen Haus wohnen. Nein, ich wohne eigentlich lieber in einem kleinen Haus, aber ich muss nun einmal in einem großen Haus wohnen, denn sie wohnen auch in einem großen Haus! Das ist doch lachhaft! Das lässt dich doch sicher kalt, was Balk und Fräulein Haan machen? Dir sind solche Leute doch zuwider, oder?“

„*Mich* lässt es auch kalt!“, platzte es aus ihm heraus. „Aber die Kommission lässt es nicht kalt! Wenn die anderen ihre Abteilungen vergrößern und ich nichts unternehme, kriege ich es mit der Kommission zu tun! Denn *ich* muss mich dafür verantworten!“

„Na, dann sagst du der Kommission eben, dass du es nicht tust, weil du es für Unsinn hältst! *Das* kannst du doch wohl sagen? Du lässt dir doch von so einer Kommission nicht vorschreiben, was du zu tun hast!“

„Das ist natürlich Unsinn.“

4 *Het Bureau*, Band 1: „Meneer Beerta“, G.A. van Oorschot, Amsterdam 1996, S. 714-717. Eine typische Auseinandersetzung zwischen Maarten und seiner Frau Nicolien. Bei der „Kommission“ handelt es sich um eine Art wissenschaftlichen Beirat.

„Unsinn?“, sagte sie drohend. „Rede ich Unsinn? Willst du behaupten, dass ich Unsinn rede? Du bist doch sicher einer Meinung mit mir, hoffe ich? Du stimmst mir doch sicher zu, dass es sich nicht *gehört*, sich zu vergrößern? Dass es schon idiotisch genug ist, wenn sich *einer* mit einer solchen Arbeit beschäftigt? Da bist du doch sicher einer Meinung mit mir?“

Er antwortete nicht.

„In diesem Punkt hast du deine Meinung doch wohl nicht geändert, hoffe ich?“

Er schwieg, in die Enge getrieben.

„Bekomme ich noch eine Antwort oder nicht? In diesem Punkt hast du deine Meinung doch noch nicht geändert?“

„Ich habe Asjes nicht gefragt“, sagte er mürrisch. „Asjes hat selbst angeboten, diese Arbeit zu machen.“

„Du hast Asjes sehr wohl gefragt“, sagte sie heftig. „Das hast du mir selbst erzählt! Du hast mir erzählt, dass du Asjes gefragt hättest, weil du dachtest, dass er gern in dem Büro arbeiten würde! *Du* hast ihn gefragt. Du brauchst gar nicht drum herumzureden!“

Es stimmte. Jetzt erinnerte er sich auch wieder. Er hatte Asjes gefragt, nachdem Beerta gesagt hatte, dass er nicht hinter Balk und Fräulein Haan zurückbleiben dürfe. „Ja, ich habe Asjes selbst gefragt“, gab er zu.

„Dann musst du das auch *sagen*! Dann sollst du nicht sagen, dass du ihn *nicht* gefragt hast, denn so ist es nicht gewesen! Wenn Asjes bei dir anfängt zu arbeiten, dann deshalb, weil *du* ihn gefragt hast, und aus keinem anderen Grund!“

„Ja. Aber ich habe Asjes gefragt, weil ich fand, dass er mehr Recht auf diese Stelle hat als ich, denn er glaubt an diese Arbeit, und ich glaube nicht daran.“

„Nun, dann biete ihm deine Stelle an! Ich hab die Lösung! Dann bietest du ihm einfach deine Stelle an, dann bist du deine Verantwortung mit einem Schlag los!“

„Das ist doch Unsinn. Und was soll ich dann machen? Ich brauche doch auch eine Stelle? Ich muss doch Geld verdienen!“

„Aber du brauchst doch nicht noch mehr Geld zu verdienen? Du brauchst doch nicht auch noch Leiter einer großen Abteilung zu werden, weil andere es wollen? Bloß weil andere so verrückt sind, brauchst du es doch nicht zu sein?“

„Ich bin nun mal Abteilungsleiter.“

„Ach was, Abteilungsleiter! Ja, von einer Abteilung ohne Personal! Sorg doch dafür, dass es so bleibt! Hol dir dann nicht noch andere mit ins Boot, die dir nur Ärger einbringen! Demnächst glaubst du auch noch, dass du Direktor werden musst!“

„Balk wird Direktor.“

„Ja, und dann wird Balk Professor, und dann fragen sie dich, und dann sagst du bestimmt: Ja, ich muss wohl, denn ich habe die Verantwortung. – Lass dich mal untersuchen! Abteilungsleiter! Du bist genauso viel oder wenig Abteilungsleiter wie du es selbst willst, und du allein bestimmst, wie groß deine Abteilung ist, und dann besteht sie eben nur aus einer Person. Hörst du mich? Niemand! Nur du! Und das ist mehr als genug!“

Er zuckte mit den Achseln. „Das kannst du nicht beurteilen. Das musst du schon mir überlassen.“

„Dir überlassen?“, wettete sie. „Das brauche ich dir überhaupt nicht zu überlassen, denn mich gibt es zufälligerweise auch noch! Mich geht es zufälligerweise auch noch etwas an, auch wenn du davon vielleicht nichts hören willst! Wenn du mit so einem Gesicht nach Hause kommst, weil du Ärger auf der Arbeit hast, muss ich es auffangen! Natürlich geht es mich etwas an! Stell dir vor!“

Er schwieg.

„Warum sagst du nichts?“

Er sah sie unglücklich an. „Was soll ich sagen? Ich habe Asjes nun einmal gefragt. Und ich habe ihn gefragt, weil ich mich verantwortlich gefühlt habe und weil ich dachte, dass er für diese Arbeit geeignet wäre. Was soll ich dazu noch sagen? Es ist nun einmal so. Ich mache das auch nicht zu meinem Vergnügen.“

„Dann sag es auch“, sagte sie etwas milder. „Und denk beim nächsten Mal besser nach, bevor du so etwas machst.“

Er reagierte nicht darauf. Er dachte daran, dass er Ad Muller mehr oder weniger eine Stelle in Aussicht gestellt hatte, doch es schien ihm nicht der geeignete Moment, damit nun auch noch anzufangen.

Übersetzung: Gerd Busse

Das Kündigungsschreiben (1966)⁵

Er drehte sich auf die rechte Seite und versuchte erneut, Herr seiner Gedanken zu werden und sich zu entspannen. Es gelang ihm kurz, dann kamen ihm wieder Sätze in den Kopf, Satzketten die sich gegenseitig verdrängten, durcheinander liefen, sich übereinander schoben. Seine Muskeln spannten, sein Körper begann erneut überall zu schmerzen, die Anspannung drückte auf seine Schläfen. Er richtete sich vorsichtig auf, drehte sein Kissen um, knautschte es zusammen, drehte sich auf die linke Seite und ließ den Kopf wieder langsam auf das Kissen sinken. Die Kühle des Kissenbezugs war wohltuend. Er versuchte sich auf seine Hände zu konzentrieren und bewegte seine Finger, um sie zu entspannen, während er hartnäckig seine Gedanken zurückhielt, aber nach einigen Augenblicken schlüpfte der erste Satz wieder durch die Abwehr hindurch, und er wurde erneut von Satzketten eines Briefes, in Wörter verwandelter, unterdrückter Wut, überschwemmt. Er legte sich vorsichtig auf den Rücken und öffnete die Augen. Das Zimmer wurde vage vom Schimmer der Laterne vor dem Haus erleuchtet, der durch die Gardinen nach innen drang. Er sah zur Wand am Fußende seines Betts, auf die farblose Schranktür und den gelben Vorhang, der den kleinen Flur von dem Zimmer trennte, doch er fand keine Ruhe. Er lauschte. In der Gracht war es still. Im hinteren Zimmer tickte ein Wecker. Er richtete sich auf und blickte auf seine Uhr, die an einem Nagel neben seinem Bett hing. Halb vier. Er legte sich wieder auf die rechte Seite und gleich darauf wieder auf die linke, setzte sich noch einmal auf, um sein Kissen aufzuschütteln, und blieb in dieser Haltung sitzen, auf seinen Knien. Er sah zu Nicolien. Nicolien schlief, den Rücken ihm zugewandt, ihr Gesicht unter dem Laken verborgen. Vorsichtig, um sie nicht zu wecken, schob er seine Beine über den Bettrand und stellte die Füße auf die Matte. Einen Augenblick lang blieb er so sitzen, mit den Händen auf den Knien. Dann stand er leise auf, setzte sich an seinen Schreibtisch, verschob den Stuhl beinahe geräuschlos, hängte sein Hemd über eine Seite seiner Bürotischlampe, zog unhörbar die Schublade auf, um Papier herauszunehmen, und knipste die Lampe an.

5 *Het Bureau*, Band 2: „Vuile Handen“, G.A. van Oorschot, Amsterdam 1996, S. 103-108. Maarten schreibt nachts einen Kündigungsbrief. Anlass ist das Schreiben eines südafrikanischen Volkskundeeinstituts mit der Bitte um Zusammenarbeit. Dass das Hauptbüro sich nicht strikt gegen jegliche Partnerschaft mit Institutionen ausspricht, die dem Apartheidsregime nahestehen, bringt Maarten in Rage.

„Was machst du da?“ fragte sie verschlafen.

„Nichts“, sagte er, verstimmt, dass sie doch wach geworden war.

„Du hast mich aufgeweckt!“

„Leg dich wieder hin“, sagte er gedämpft.

„Du hast mich aufgeweckt!“ Es lag ein Vorwurf in ihrer Stimme.

„Das wollte ich nicht.“

Sie hob ihren Kopf und sah ihn an. „Warum hast du mich dann aufgeweckt?“

„Weil ich schnell etwas aufschreiben muss.“

„Was musst du denn schreiben?“

„Meine Kündigung“, sagte er unwillig.

„Du schreibst deine Kündigung?“ fragte sie erfreut und setzte sich auf.

„Ja, aber jetzt leg dich wieder hin und schlaf“, sagte er, übellaunig, weil sie ihn gezwungen hatte, über den Brief zu sprechen, bevor er geschrieben war.

„Ich darf doch wohl sagen, dass ich das gut finde?“ fragte sie ent-rüstet.

„Ja, darfst du, aber dann halt jetzt auch wieder deinen Mund und lass mich den Brief schreiben. Es tut mir leid, dass ich dich aufgeweckt habe.“

„Ich halte doch schon meinen Mund. Du bist derjenige, der redet!“

„Ich bin auch ruhig.“

„Das muss man sich mal vorstellen, ich darf nicht mal sagen, dass ich das gut finde!“

Er reagierte nicht mehr darauf, ihre Worte drangen kaum zu ihm durch. Er schrieb auf das leere Blatt rechts oben das Datum und links oben: *An die Leitung des Hauptbüros* und begann ohne Anrede zu schreiben, so wie es in amtlichen Anschreiben üblich war. Sobald er seinen Füller auf dem Papier hatte, ordneten sich die Gedanken in seinem Kopf und es war, als ob die Sätze von alleine kamen, einer nach dem anderen, im passenden Moment. Er schrieb schnell, beinahe ohne etwas zu streichen, und mit großer, unterdrückter Wut, die den Worten Kraft gab, ohne dass sie ihm entgleisten. Letzteres stellte er fest, als er fertig war und den Brief noch einmal las. Zufrieden drehte er seinen Füller zu, knipste das Licht aus und wollte wieder ins Bett kriechen.

„Liest du ihn mir nicht vor?“ fragte sie. Sie saß aufrecht im Bett.

„Jetzt noch?“

„Du liest ihn doch bestimmt noch vor, oder? Du müsstest doch wissen, dass ich ihn gerne hören möchte?“

Er warf einen Blick auf seine Uhr. „Aber es ist vier Uhr!“

„Das macht doch nichts. Ich bin doch jetzt eh wach. Und ich bin neugierig. Es ist doch wohl auch ein bisschen mein Brief, oder?“

„Gut.“ Er knipste das Licht an und setzte sich wieder an seinen Schreibtisch. „Der Brief richtet sich also an die Leitung des Hauptbüros“, er verschob die Lampe ein wenig, so dass das Licht auf den Brief fiel, wenn er ihn hochhielt. *„Von der Vorsitzenden der Kommission erhielt ich eine Kopie Ihres Briefes an Herrn P. W. K. Ton vom 1. November d. J. Aufgrund der Art und Weise, mit der Sie meine Bitte um Zusammenarbeit mit dem Instituut voor Afrikaanse Taal en Kultuur behandelt haben, nehme ich mir die Freiheit, darauf zu reagieren.“* Er unterbrach sich selbst: „Ich bin wirklich rasend vor Wut. Das muss man sich mal vorstellen!“ Er sah wieder auf das Papier: *„Sie erachten es als falsch, dass ich in dieser Angelegenheit keine Rücksprache mit der Vorsitzenden gehalten habe. Ich bin davon überzeugt, dass ich, als Schriftführer, aufgrund meiner Stellung im Büro, über eine eigene Verantwortlichkeit verfüge. Nichtsdestotrotz habe ich, vor dem Versenden meiner Antwort, Herrn Beerta bezüglich der Notwendigkeit, Kontakt mit der Vorsitzenden aufzunehmen, konsultiert und, als auch ihm diese Angelegenheit nicht wichtig genug erschien, den Direktor über diese Angelegenheit informiert. Wie Sie dem Sitzungsprotokoll der Kommission, das ich Ihnen inzwischen zugeschickt habe, entnehmen können, teilt die Kommission dieselbe Auffassung über die Befugnisse ihrer Schriftführer und hatte keine Einwände gegen das erfolgte Prozedere“*, er unterbrach sich erneut: „Das ist für Beerta, das verstehst du doch“, sagte er rachlustig. *„Inzwischen haben Sie, so hoffe ich, aus dem Protokoll herausgelesen, dass ich meinen Standpunkt bezüglich des Briefes von Herrn Kipp wohlüberdacht gewählt habe. Herr Kipp bat, außer um Auskünfte, die ihm inzwischen erteilt wurden, um ‚samenwerking en skakeling‘, also Zusammenarbeit und Verbindung. Ich vertrete die Meinung, dass unser Büro sich keinerlei Zusammenarbeit mit Vereinigungen oder Institutionen in einem Land, in dem offiziell eine rassistische Politik betrieben wird, erlauben kann. An diesem Punkt ist unser Fach durch seine Vergangenheit angreifbar. Wer sich in Südafrika mit der Kultur der Buren beschäftigt (oder sich damit beschäftigen darf), betont angesichts der heutigen Zustände unvermeidlich auch die Apartheid. Dass die wissenschaftliche Haltung der Forscher keine Garantie gegen diese Gefahr bietet, hat uns die unmittelbare Vergangenheit gelehrt. Schließlich versteht es sich für mich von selbst, dass man, wenn man aufgrund dieser Tatsachen eine Zusammenarbeit ablehnt, dies auch deutlich machen muss. Dieser Standpunkt, der meiner Meinung für das Ansehen unseres Fachs der einzig Richtige ist, ist auch für mich persönlich von hinreichend großem Belang, so dass ich mein Amt als Schriftführer damit verknüpfe. Aus diesem Grund habe ich, nachdem Sie sich davon distanziert haben, die Vorsitzende der Kommission wissen lassen, dass ich dieses*

Amt niederlege, was ich Ihnen hiermit mitteile.“ Er schwieg. Beim Vorlesen hatte er immer entschlossener und lauter gesprochen, weil er sich erneut aufregte. Als er schwieg, schien es, als ob seine Stimme noch in der Stille der Nacht nachhallte. Er stand auf und knipste die Lampe aus. „Und?“

„Du kündigst also nur dein Amt als Sekretär“, sagte sie enttäuscht. „Ich dachte, du würdest richtig kündigen.“

Ihre Worte trafen ihn hart. „Verdammt nochmal“, sagte er, ebenfalls enttäuscht. „Da wandert man auf einem schmalen Grat und was kriegt man dann zu hören? – Geht nicht etwas mehr?“ Er kroch in sein Bett. „Es ist aber auch nie richtig, was ich mache!“ Er kehrte ihr den Rücken zu.

„Ich finde ihn schon gut.“

„Aber nicht gut genug.“

„Ich war nur ein bisschen enttäuscht, weil du doch noch in diesem dämlichen Büro bleibst.“

„Was willst du denn?“ platzte es geradezu aus ihm heraus. „Ich habe doch keinen Grund zu kündigen. Einen Grund zu gehen, habe ich erst, wenn das Büro oder die Kommission irgendetwas tut, was mir nicht gefällt. Und das ist doch gerade nicht der Fall, oder? Die Kommission *hat* mir Recht gegeben! Ich kann doch nicht sagen: Ihr habt mir zwar Recht gegeben, aber ich hau jetzt trotzdem ab? Du verstehst davon einfach nichts, du...! Du denkst auch nur an dich selbst!“

Sie schwieg.

„Es ist verdammt noch mal immer dasselbe“, maulte er gekränkt. „Was ich auch mache, es taugt nichts! Nur das, was du tust, ist richtig! Oder was du nicht tust. Denn eigentlich tust du doch gar nichts. Du lässt mich die Kastanien aus dem Feuer holen!“

Sie schwieg.

Er zog sich zurück, weil er sich ungerecht behandelt fühlte, und versuchte zu schlafen. Er erschrak, als er ihre Hand auf seinem Kopf spürte. „Was denn?“ fragte er.

„Ich möchte dir einen Kuss geben.“

„Warum?“

„Weil ich dich sehr gern habe.“

Er drehte sich unwillig um. Sie gab ihm einen Kuss. „Ich finde den Brief gut.“

„Oh.“

„Ich meine es wirklich so.“

„Ja.“

„Kümmer dich einfach nicht um mich. Ich rege mich doch immer so schnell auf.“

„Ja.“

„ Würdest du das nicht tun?“

„Nein.“

„Aber ich finde den Brief wirklich gut.“

„Ja.“

„Wirst du denn jetzt schlafen?“

„Ja.“

„Nacht.“

„Nacht“, sagte er bemessen.

Eine Zeit lang war es still. Langsam entspannte er sich. Als er beinahe schlief, wurde er wieder wach, weil er sie unterdrückt lachen hörte. „Was ist?“ fragte er. Er richtete sich auf und sah sie an.

„Nichts. Schlaf weiter.“

„Warum liegst du da und lachst?“

„Weil ich lachen muss.“

„Und warum musst du lachen?“

„Ich stelle mir die Gesichter dieser Männer vor, wenn sie morgen deinen Brief kriegen.“

„Morgen kriegen sie ihn noch nicht.“

„Na ja, dann übermorgen“, prustete sie los. „Zum Totlachen.“

„Ja“, sagte er verlegen.

„Aber schlaf jetzt wieder ein. Lass mich ruhig.“

„Gut, aber du auch.“

„Ja, ich schlafe jetzt auch wieder.“

Er kroch wieder unter die Decke und streckte sich aus. Er schlief, bevor er bis zwei gezählt hatte.

Übersetzung: Frederike Vollmer

Ein internationaler Volkskundekongress in Bonn (1968)⁶

Der kleine Speisesaal war voll. Er zögerte an der Türschwelle, sah sich um, konnte Beerta nicht entdecken und schlängelte sich dann angespannt zu einem kleinen Tisch an der hinteren Wand hindurch, der gerade abgeräumt worden war. Als er sich setzte, nickte er schüchtern in die Richtung einiger Männer, die am Tisch neben ihm frühstückten. „Guten Morgen“, murmelte er und wandte sich sofort wieder ab, so dass er über die Wirkung seines Grußes im Ungewissen blieb. Er legte das Kongressprogramm neben sich auf den Tisch, faltete die Zeitung auseinander, die er von zu Hause mitgenommen hatte, und sah auf die Titelseite. Um ihn herum waren die Geräusche von frühstückenden Menschen: Geschirr, Besteck, gedämpft ausgetauschte Bemerkungen. Eine junge Frau räumte seinen Tisch ab, fragte, was er trinken wolle und stellte ihm einen Teller mit Brot und einen Teller mit Käse- und Wurstbelag hin. Über seine Zeitung hinweg sah er zu, unsicher, wie er sich verhalten sollte.

„Guten Morgen.“

Er sah auf. An seinem Tisch stand ein großer, stämmiger Mann in einem glatten, dunkelgrauen Anzug, etwas nach vorn hängenden Schultern, mit einem weißen, fein geschnittenen, hysterischen Gesicht, in dem er den Bruchteil einer Sekunde später Horvatić zu erkennen glaubte.

„Darf ich mich zu Ihnen setzen?“, fragte ihn der Mann auf Deutsch.

„Bitte“, sagte Maarten verwirrt. Er stand auf und streckte zögernd seine Hand aus. „Ich bin Koning.“

„Das hatte ich mir schon gedacht“, sagte der Mann, seine Hand ignorierend.

Er setzte sich.

„Guten Morgen“, sagte die junge Frau, sie stellte eine Kanne Tee bei Maarten hin, „was wünschen Sie, Tee oder Kaffee?“

„Warme Milch“, antwortete der Mann, ohne sie dabei anzusehen. „Ich sagte mir gerade“, fuhr er fort, „das muss Herr Koning sein“, er hatte eine leise, weiche Stimme, die gleichzeitig etwas Tyrannisches hatte, als ob er andere so zum Zuhören zwingen wollte, „so wie Sie da saßen, mit dieser Zeitung, so anspruchslos in der Ecke, ich musste so-

6 *Het Bureau*, Band 2: „Vuile Handen“, G.A. van Oorschot, Amsterdam 1996, S. 191-196. Maarten Koning nimmt in Begleitung seines Chefs, Direktor Beerta, an einem internationalen Volkskundekongress unter Leitung des alten Professors Horvatić teil. Die Episode spielt in Bonn.

fort an Herrn Doktor Beerta denken. Ist Herr Doktor Beerta noch nicht zum Frühstück heruntergekommen?“

„Nein“, er war sich nun sicher, dass der Mann Horvatić war, „noch nicht“, fügte er hinzu, um seine Antwort etwas länger zu machen.

„Na“, entschied Horvatić, „dann werden wir noch ein wenig warten.“

Maarten ließ das Brötchen, das er sich auf seinen Teller gelegt hatte, liegen und legte auch sein Messer wieder hin.

Das Mädchen brachte eine Kanne warme Milch und stellte sie bei Horvatić hin. „Bitte“, sagte sie.

„Womit beschäftigen Sie sich gerade?“ fragte Horvatić.

„Mit den Karten für den Europa-Atlas“, antwortete Maarten.

„Sehr gut“, sagte Horvatić, aber so mechanisch, dass Maarten sich fragte, ob er seine Antwort überhaupt gehört hatte.

„Sie sprechen heute über die Karte des Pfluges?“ bemerkte Maarten nach einer kurzen Stille.

„Falls mir die Kräfte nicht fehlen“, antwortete Horvatić, „denn mit meiner schwachen Gesundheit ist das eine außerordentlich schwere Aufgabe.“

Da Maarten über die schwache Gesundheit von Horvatić nicht auf dem Laufenden war, wusste er nicht sofort, wie er darauf reagieren sollte. „Haben Sie meine Daten bekommen?“ fragte er, um doch etwas zu sagen. Er war so angespannt, dass er das Gespräch nur mit größter Mühe in Gang halten konnte.

„Die habe ich bekommen“, antwortete Horvatić.

„Es ist nicht viel.“

„Es ist sehr wenig“, bestätigte Horvatić.

„Das ist, weil es mir noch immer nicht gelungen ist, Leute zu finden, die mit traditionellen Pflügen gearbeitet haben“, entschuldigte sich Maarten. „Sie kennen alle nur die Fabrikpflüge.“

„Holland ist ein sehr reiches Land und unsere Aufgabe ist eine schwere Aufgabe“, gab Horvatić zu, „für mich und auch für Sie. Aber es geht jetzt darum, dass wir nicht verzagen. Wir müssen durchhalten, immer von Neuem die alten Leute befragen, sie zwingen, in ihrer Erinnerung nachzusehen, was dort alles noch aufbewahrt auf uns wartet“, seine Stimme hatte etwas Beschwörendes bekommen, er sah Maarten nun gebieterisch an. „Das ist unsere große Aufgabe, wofür unser wissenschaftlicher Nachwuchs uns danken wird! Denn nachher wird es zu spät sein!“

„Guten Morgen, Herr Professor Horvatić“, sagte Beerta. „*Dag, Maarten.*“ Er hatte sich unbemerkt ihrem Tisch genähert.

„Guten Morgen, Herr Doktor Beerta“, sagte Horvatić mit einer leichten Verbeugung. Sie gaben sich nicht die Hand.

„Dag, Anton“, sagte Maarten auf Niederländisch. Er nahm sein Messer und schnitt sein Brötchen auf.

Beerta setzte sich Maarten gegenüber. „Haben Sie gut geschlafen?“, fragte er.

„Nein“, antwortete Horvatić. „Ich habe schon seit drei Tagen nicht geschlafen. Es gab zu viele Gedanken, zu viel neue Ideen, die ich alle noch ausarbeiten muss, um schlafen zu können. Und Sie?“

„Ich schlafe immer gut“, antwortete Beerta. „Für mich Tee bitte“, sagte er zu der jungen Frau, die näher herbeigekommen war.

Maarten schenkte sich selbst ein und schmierte sein Brötchen so unauffällig wie möglich.

„Ich beneide Sie wegen Ihrer Gesundheit“, sagte Horvatić. „Und gerade jetzt mit den vielen schweren Problemen, die diese Tagung mit sich bringt.“

„Unsere Aufgabe ist schwer“, gab Beerta zu.

„Ich sagte soeben noch zu Herrn Koning“, sagte Horvatić, „wir sollten trotzdem durchhalten, immer von Neuem die alten Leute befragen, sie zwingen, in ihrer Erinnerung nachzusehen, was dort alles noch aufbewahrt auf uns wartet!“

„Das ist sehr wichtig“, bestätigte Beerta. „Für mich ist das der Grundsatz unserer Arbeit.“

„Aber die jungen Leute sind manchmal ungeduldig“, meinte Horvatić, „die wollen sofort Resultate sehen. Resultate!“ Es lag Bitterkeit in seiner Stimme.

„Das hat Herr Koning auch zuweilen“, bestätigte Beerta, während er sein Brötchen mit Marmelade bestrich. „Und ich sage dann immer zu ihm: Du sollst Geduld haben, denn wir arbeiten nicht für uns selbst, sondern für die Ewigkeit.“

„So ist es genau“, sagte Horvatić, „es freut mich sehr, das von Ihnen zu hören. Wir sind uns ganz einig, wie immer.“

„Wie immer“, wiederholte Beerta ernst.

Die Kongressvorträge wurden im großen Auditorium des Museums gehalten. Außer den ungefähr vierzig Wissenschaftlern aus nahezu allen Ländern Europas waren auch die Studenten von Seiner anwesend, so dass der Saal ordentlich gefüllt war, als Beerta und Maarten ihn betraten. Die Fenster waren verdunkelt, der Raum war schwach beleuchtet, wie in einem Kino. Auf der Bühne hing eine Projektionsleinwand, auf der, als sie hereinkamen, gerade das Dia eines primitiven Pfluges scharfgestellt wurde. Neben der Leinwand stand ein Pult mit einem Glas Wasser und einer gefüllten Karaffe. Beerta rückte, links und rechts grüßend, in die dritte Reihe, Maarten direkt hinter sich. Bevor er sich setzte, schüttelte er einer Reihe von Leuten um sich herum die Hand. An manche von ihnen konnte sich Maarten vom letz-

ten Mal noch dunkel erinnern, aber er war sich so unsicher, dass er bloß vage lächelte. Als er endlich saß, neben Beerta, im Halbdunkel, fühlte er sich wieder etwas sicherer, doch er blieb äußerst angespannt. Er erschrak, als der Mann, der sich auf der anderen Seite neben ihn gesetzt hatte, das Wort an ihn richtete.

„Guten Tag“, sagte der Mann auf Deutsch. Er war groß und mager, nicht viel älter als Maarten, aber schon mit einer beginnenden Glatze. Er hatte einen kleinen Kopf und ein freundliches, etwas verschmitztes Gesicht.

„Guten Tag“, sagte Maarten steif.

„Sind wir uns schon mal begegnet?“ Er hatte eine merkwürdig melodische Aussprache, in der die Konsonanten jeder für sich ihren eigenen Platz bekamen.

Maarten erinnerte sich nicht, ihn vorher schon einmal gesehen zu haben.

„Ich bin Koning“, sagte er. „Aus Holland.“

„Stanton“, sagte der Mann. „Aus *Scotland*.“ Er lächelte. „*Goede morgen. Hoe maakt u het?*“

Es kam so unerwartet, dass es einen Moment brauchte, bevor Maarten begriff, dass der Mann Niederländisch sprach, ein Niederländisch, das dieselben Eigenarten aufwies wie sein Deutsch. „*Spreekt u Nederlands?*“, fragte er erfreut.

„*Ein bietje*“, antwortete der Mann. „*Not much*.“

„*Waar hebt u dat geleerd?*“

„*I served in the British army*.“

In diesem Augenblick verstummte das Stimmengewirr im Saal. Sie sahen beide zur Bühne. Horvatić stand hinter dem Pult. Maarten sah ihn an, doch seine Gedanken waren noch bei dem Mann neben sich. Das Wissen, dass er neben einem der Befreier seines Landes saß, machte die Welt weniger feindselig und er fühlte sich von menschlicher Wärme durchströmt.

„Meine sehr verehrten Kollegen, meine Herrschaften“, sprach Horvatić feierlich. „Bevor wir nun beginnen, möchte ich Sie bitten, sich kurz für eine Schweigeminute zu erheben, im Gedenken an unseren verehrten Erik Sigurdson, der uns im letzten Jahr leider durch den Tod entrissen worden ist.“ Der Saal geriet in Bewegung. Die Anwesenden erhoben sich von ihren Sitzen, Klappstühle klappten hoch, Gepolter von Schuhen. Danach wurde es still. Horvatić hatte seine Hände gefaltet und den Kopf gesenkt. In der Stille hörte Maarten hinter sich im Halbrund, wie eine Tür geöffnet und sofort wieder geschlossen wurde. Danach war eine Minute lang nur noch das Summen der Ventilatoren und ab und zu das Knarren einer Diele zu hören. „Danke“, sagte Horvatić und hob seinen Kopf. Die Leute im Saal nahmen wieder

ihre Plätze ein. Horvatić wartete, bis es wieder still wurde. „Wir werden versuchen, das Titanenwerk, zu dem er den Anstoß gegeben hat, in seinem Geiste fortzusetzen“, sagte er schlicht, „soweit unsere schwachen Kräfte uns das gestatten.“ Er schwieg erneut, um etwas Raum zu lassen zwischen dem Tod Sigurdsons und seiner Einleitung und fuhr dann in einem etwas anderen Ton fort: „Das Thema meines Vortrages von heute, die Verbreitung der verschiedenen Pflugtypen in Europa, hat eine jahrelange Vorgeschichte, in der ich mich bemüht habe, alle Daten und Fakten in meinem eigenen Lande, Jugoslawien, und den benachbarten Ländern zu sammeln. In den letzten Monaten sind dann auch noch Ihre Daten dazugekommen, aus fast allen Ländern Europas, die meine Aufgabe zu einem riesigen Unternehmen machen. Ich bitte um Verzeihung, wenn ich, auch wegen meiner schwachen Gesundheit, jetzt nur noch einige, und zwar wenige Ansätze zur Lösung der wichtigen Probleme, welche uns alle beschäftigen, geben kann.“ Bei den letzten Worten verlor sich seine Stimme, die ohnehin schon schwach war, in einem Geflüster, von dem Maarten nur noch Fetzen verstehen konnte. Während er sich anstrebte, um wenigstens den Grundzügen des Vortrages folgen zu können, wurde es hinter ihm unruhig. Horvatić schien es nicht zu bemerken. Er wandte sich zur Projektionsleinwand und tippte mit einem Zeigestock, den er in die Hand genommen hatte, auf den Boden, woraufhin an die Stelle des ersten Dias, das einen Pflug zeigte, das zweite Dia eines Pfluges trat, kaum vom ersten zu unterscheiden. „Wie Sie sehen ...“, sagte er. Den Rest konnte Maarten nicht verstehen, denn ein Mann vor Maarten rief: „Lauter!“ Horvatić hörte den Ausruf. Er ließ den Stock sinken und wandte sich langsam zum Publikum. „Wie bitte?“ fragte er.

„Bitte etwas lauter sprechen!“, rief der Mann.

Horvatić schwieg. Er wandte sich ab und sah zu dem Bild mit dem Pflug auf der Leinwand. „Lauter“, hörte Maarten ihn leise sagen. „Lauter! Und ich bin schon so müde“, woraufhin er seinen Vortrag ohne jegliche Veränderung seiner Stimme fortsetzte.

Übersetzung: Bettina Anhuth

Umzugspläne (1968)⁷

„Mein Name ist Balk“, sagte Balk. „Ich habe eine Verabredung mit Herrn Doornebal.“

„Einen Augenblick“, sagte der Mann, der ihm die Tür öffnete. „Ich werde ihm eben Bescheid sagen.“ Er ging wieder in Loge, ein Verschlag aus poliertem, dunkelbraunem Holz, in der Maarten ihn hinter kleinen, in Holz gefassten Scheiben den Telefonhörer abnehmen und eine Nummer wählen sah. Sie standen in einer hohen, dunkel vertäfelten Eingangshalle, von der aus eine Eichenholzterrappe mit einem schlicht gearbeiteten Geländer in die obere Etage führte. Unter der Terrappe befand sich eine Bank, neben ihr war eine Tür mit kleinen Fenstern. Der Fußboden war mit großen, rechteckigen Marmorplatten bedeckt. Der Pförtner kam wieder aus der Loge zurück. „Mijnheer kommt sofort“, sagte er.

Über seinem Kopf wurde eine Tür geschlossen und man hörte Schritte. Balk drehte sich lächelnd zur Terrappe um, Maarten sah durch zwei Schwingtüren in einen hell erleuchteten Raum aus Marmor, mit in Kupfer gefassten Schaltern, wahrscheinlich der Lichtschacht zwischen Vorder- und Hinterhaus.

Ein tadellos frisierter Mann in einem dreiteiligen, dunklen Anzug kam von der Terrappe herunter. „Herr Balk?“, vermutete er, während er auf Balk zuzuging. Er reichte ihm die Hand.

„Doornebal.“

„Balk“, sagte Balk.

„Koning“, sagte Maarten, als Doornebal ihm die Hand gab.

„Herr Koning ist mein Stellvertreter“, erklärte Balk.

„Sie wollten sich das Gebäude ansehen?“, fragte Doornebal.

„Wir haben gehört, dass Sie hier ausziehen.“

„Ja, das ist richtig. Wir ziehen um.“ Er wartete kurz, als ob er Balk die Gelegenheit geben wollte, eine Frage zu stellen. „Darf ich dann einmal vorgehen?“, schlug er vor.

Sie stiegen hinter ihm her die Terrappe hinauf. „Eines der Probleme dieses Gebäudes sind die Treppen“, sagte Doornebal und drehte sich halb zu ihnen um. „Sie werden es schon merken. Diese Terrappe geht noch, aber die in den zweiten und dritten Stock und die im Hinterhaus sind noch steiler. Letztes Jahr hatten wir schon zwei Herzinfarkte.“

„Mit Todesfolge?“, fragte Balk.

⁷ *Het Bureau*, Bd. 2: „Vuile Handen“, G.A. van Oorschot, Amsterdam 1996, S. 257-261. Der neue Direktor Balk und Maarten Koning besichtigen ein Gebäude, in das das Büro umziehen wird.

„Zum Glück nicht, aber ich empfehle Ihnen doch, so schnell wie möglich einen Aufzug einbauen zu lassen.“

„Und warum gehen Sie hier weg?“, wollte Balk wissen.

„Im Rahmen der Dezentralisierung. Übrigens nicht zu unserer Freude.“

„Das kann ich mir vorstellen.“

Sie hatten das erste Stockwerk erreicht. Es war düster. Der Flur zum Hinterhaus, von dem verschiedene Türen abgingen, war nur dürftig mit Deckenlampen ausgeleuchtet. „Der Direktor ist nicht da, deshalb kann ich Ihnen zuerst sein Zimmer zeigen“, sagte Doornebal, während er eine Tür öffnete. Sie gingen in einen kleinen Zwischenraum mit einem hohen Fenster zur Gracht hin, an dem zwei junge Frauen saßen und sich unterhielten. Sie sahen auf. „Die Herren sehen sich das Gebäude an“, sagte Doornebal.

„Herr Swammerdam ist nicht da“, sagte die ältere der Frauen.

„Das weiß ich.“ Er öffnete eine schwere, gepolsterte Tür und ging vor ihnen her in einen großen, quadratischen Raum, mit zwei hohen Fenstern, einem großen Schreibtisch, einer Sitzgruppe, Schränken und einem dicken Teppich. Die Fensterscheiben waren nass vom Regen.

Hinter den Fenstern an der Gracht wehten die kahlen Äste eines Baumes hin und her. Es war warm.

„Ein schöner Raum“, fand Balk.

„Und hier angrenzend gibt es noch ein Sitzungszimmer“, sagte Doornebal und öffnete eine Glastür, „für kleinere Besprechungen.“ Er schaltete das Licht an, ein großer Kronleuchter mit Dutzenden von Glaszapfen hing über einem dunkelbraunen Sitzungstisch mit roten Sesseln und großen Kristallglasaschenbechern. „Für größere Besprechungen gibt es noch den Sitzungssaal.“

„Der würde mich tatsächlich sehr interessieren“, sagte Balk, „denn ich muss einen Raum für meine Vorlesungen haben.“

Die Bemerkung überraschte Maarten. Er wusste nicht, dass Balk Vorlesungen hielt und erinnerte sich außerdem daran, dass er damals, als er Direktor wurde, hatte versprechen müssen, kein Professor zu werden.

„Dann müssen Sie hier lang“, sagte Doornebal. Er ging ihnen voraus, öffnete eine Tür am anderen Ende des Raumes und führte sie durch ein Zimmer, in dem sechs Leute arbeiteten, in einen großen Saal mit Fenstern zum Garten hin, erleuchtet durch drei große Kronleuchter, mit einem riesigen Sitzungstisch, dunklen Gobelins an der Wand und sehr viel dunkler Holzvertäfelung. Maarten ging zu einem der Fenster und sah in den Garten. Er bestand aus einer Rasenfläche, die von Sträuchern umsäumt und von einer Reihe hoher Bäume begrenzt war. Dahinter befanden sich die Gärten und Rückseiten der Häuser,

die an der Herengracht lagen. Überall sah man erleuchtete Fenster. Im grauen Licht der Dämmerung vermittelten die Gärten, die Bäume und die Häuser etwas Zeitloses. Es regnete. Er drehte sich um. Balk war vorne im Raum bei der Tür stehen geblieben und musterte den Raum wohlwollend. „Und die Akustik?“, fragte er, während er sich Doornebal zuwandte.

„Die ist zufriedenstellend. Sie hängt auch von der Anzahl der im Raum sitzenden Leute ab.“

„Selbstverständlich, der übliche Effekt!“

„Und hier nebenan befindet sich dann das Zimmer des Vizedirektors“, sagte Doornebal. „Das ist mein Zimmer. Früher gab es eine direkte Verbindung, aber die haben wir dicht machen lassen.“ Er ging vor ihnen auf den Flur und öffnete eine Tür.

Sie betraten einen Zwischenraum, in dem vier Leute an Schreibtischen saßen und arbeiteten. Derjenige, der gegenüber der Tür saß, schaute kurz auf, die anderen arbeiteten weiter, ohne sie zur Kenntnis zu nehmen. Das Zimmer hatte ein Fenster zum Lichtschacht, in dem sich das Licht der Lampe spiegelte. Obwohl das Schiebefenster einen Spalt offenstand, war es stickig. Doornebal öffnete eine Tür und ließ sie vorangehen. Der Raum, in den er sie führte, war etwas kleiner als der des Direktors, aber auch intimer, ruhiger, mit zwei großen Fenstern zum Garten.

„Ein tolles Zimmer“, fand Maarten. Es war die erste Bemerkung, die er machte.

„Das würde dann Ihr Zimmer werden“, sagte Doornebal.

„Das ist noch nicht entschieden!“, korrigierte Balk.

Maarten war zum Fenster gegangen. An den Seiten hingen Efeublätter. Der Schreibtisch war so platziert, dass man schräg in den Garten sah. „Scheint hier auch die Sonne herein?“, fragte er.

„Nur im Sommer, sehr früh“, antwortete Doornebal. „Das geht hier nach Norden raus.“

Maarten nickte.

„Gut!“, sagte Balk. „Das hätten wir gesehen. Und weiter? Er wendete sich zur Tür.“

„Dann jetzt in die zweite Etage“, entschied Doornebal.

Sie stiegen die Treppe hinauf, eine schmale, ziemlich steile Treppe.

„Die Treppe mit den Herzinfarkten“, bemerkte Balk.

„So ist es“, sagte Doornebal. „Das ist auf dieser Treppe passiert.“

Ganz oben war eine schwere, braune Tür mit in der oberen Hälfte vier kleinen, gelben Scheiben aus undurchsichtigem Glas. Die Tür bot Zugang zu einem schmalen, dunklen Flur, der quer durch das Gebäude lief und von dem eine Vielzahl kleinerer, einfacherer Türen abging.

„Und hier haben wir eine Reihe Zimmer“, erklärte Doornebal.

„Ich werde Ihnen mal eines davon zeigen, dann haben Sie einen Eindruck. Sie sind alle gleich.“ Er streckte seine Hand zur Klinke der nächstbesten Tür aus. Als er sie öffnete, drang ein gewaltiger Luftzug nach draußen, drinnen schlug ein Fenster zu, durch die halbgeöffnete Tür sah Maarten drei oder vier Leute, die panisch die wegwehenden Papiere auf ihren Schreibtischen festzuhalten versuchten. Im nächsten Moment hatte Doornebal die Tür schon wieder eilig geschlossen. „Wir haben die Zwischentür offen stehen lassen, aber ich denke, dass Sie trotzdem einen Eindruck bekommen haben.“

„Wir haben einen Eindruck“, bestätigte Balk. „Wie viele Leute arbeiten hier für Sie?“ Sie gingen den Flur zurück.

„Zurzeit sind es zusammen, den Hausmeister mitgerechnet, drei- undachtzig“, antwortete Doornebal, während er die Tür schloss. „Der Hausmeister wohnt übrigens hier oben, nach vorne heraus. Ich kann Ihnen seine Wohnung jetzt nicht zeigen, aber die können Sie sich sicher vorstellen.“

„Das wäre vielleicht etwas für unsere Sekretärin“, überlegte Balk. „Ich suche gerade eine Wohnung für sie.“

Auch das war neu für Maarten.

„Ist die Dame alleinstehend?“, fragte Doornebal.

„Sie ist alleinstehend.“

„Dann ist sie sicher groß genug, denn der Hausmeister wohnt dort mit Frau und zwei Kindern.“

„Na, sieh an“, sagte Balk zufrieden.

„Und dann sind da natürlich noch die Tresorräume“, sagte Doornebal, als sie am Ende ihres Rundganges wieder in der Eingangshalle angekommen waren. „Ich weiß nicht, ob Sie das auch noch interessiert?“

„Sicher!“, sagte Balk. „Wir haben viele wertvolle Archivbestände! Ich nehme an, dass sie brandgeschützt sind?“

„Brandgeschützt und einbruchssicher.“ Er öffnete die Tür unter der Treppe und ging ihnen voran eine kleine Treppe in den Keller hinunter. „Es gibt einen großen und einen kleinen“, seine Stimme und ihre Schritte hallten in den Kellerräumen wider. „Der große ist hier.“ Sie gingen durch einen langen Raum mit kleinen, vergitterten Fenstern am Ende. Im Raum befand sich eine große, gelbe Eisentür, die, als Doornebal sie mit all seiner Kraft aufzog, sicher vierzig Zentimeter dick zu sein schien. Dahinter befanden sich an den Wänden gut hundert Schließfächer und im hinteren Teil noch einmal ungefähr zehn Stahltüren mit Kupfergriffen.

„Sieht aus wie in einer Bank“, bemerkte Maarten.

„Es ist eine Bank gewesen“, antwortete Doornebal. „Es wird jetzt nur noch von den Angestellten benutzt, um ihre Wertpapiere sicher aufzubewahren.“

„Beeindruckend“, fand Balk. Er ging auf die Schließfächer zu und begutachtete sie aus nächster Nähe. „Und haben Sie die Schlüssel von den Fächern?“

„Von den meisten schon, aber im Laufe der Zeit sind auch einige verloren gegangen.“

„Möglicherweise sind die Fächer nicht geleert“, unterstellte Balk.

„Das ist nicht ausgeschlossen“, gab Doornebal zu.

Der Gedanke daran amüsierte Balk offensichtlich. „Ein Gebäude voller Überraschungen!“ stellte er zufrieden fest.

Als sie wieder auf der Straße standen, war es dunkel. Die Straßenbeleuchtung brannte. Es war windig und es regnete. Sie schauten sich beide um und sahen durch das Eisengitter vor der Eingangstür und die Drehtür dahinter die untere Hälfte Doornebals, der die Treppen wieder hinaufstieg.

„Und?“, fragte Balk.

„Es ist natürlich ein wunderschönes Gebäude“, antwortete Maarten.

„Aber ich befürchte, dass es zu groß für uns sein könnte“, sagte Balk sich abwendend. „Auf jeden Fall wird es noch einiges Hin und Her geben“, fügte er streitlustig hinzu.

Übersetzung: Simone Schmid

Eine Betriebsversammlung (1969)⁸

„Sie haben alle das Gebäude gesehen. Jetzt ist es an der Zeit, Nägel mit Köpfen zu machen“, sagte Balk energisch. „Die Aufteilung!“

Sie saßen in der Baracke, im Zimmer von Balk: Fräulein Haan und Fräulein Veldhoven in den Lehnstühlen, Koos Rentjes, Fräulein Bavelaar, Mia van Idegem und Maarten auf Stühlen, die von woanders hergeholt worden waren. Auf dem niedrigen, runden Tisch, der zwischen ihnen stand, lagen die Grundrisse der Stockwerke. Fräulein Bavelaar hatte einen Notizblock auf dem Schoß, um zu protokollieren.

„Darf ich erst noch etwas fragen?“, erkundigte sich Fräulein Haan. „Bekommen wir alle ein eigenes Zimmer?“ Ihr Gesicht war angespannt.

„Die Abteilungsleiter können in jedem Fall ein eigenes Zimmer bekommen“, antwortete Balk.

„Wie viele Zimmer gibt es eigentlich?“, fragte Koos Rentjes überlaut.

„Vierzig oder fünfzig“, antwortete Balk. „Auf jeden Fall genug!“

„Dann möchte ich gerne mit meiner Abteilung auf der Vorderseite in der ersten Etage sitzen“, sagte Fräulein Haan und zog den Grundriss zu sich heran.

„Das möchten wir alle gerne“, sagte Fräulein Veldhoven schnippisch. „Ich sehe nicht ein, warum Sie da sitzen müssten.“

„Das Zimmer an der Vorderseite ist für den Direktor“, bemerkte Balk, „und den angrenzenden Raum habe ich für Fräulein Bavelaar vorgesehen.“

„Aber du kannst doch viel besser das Zimmer an der Hinterseite nehmen“, sagte Fräulein Haan. „Dann kann Jantje in das Zimmer daneben. Das ist auch viel größer.“

„Das Direktorenzimmer ist für den Direktor“, sagte Balk schroff.

„Dann möchte ich mit meiner Abteilung gerne die Rückseite haben“, sagte Fräulein Veldhoven.

„Was du nicht sagst“, rief Rentjes, „das möchte ich auch gerne.“

„Und wir sollen dann sicher in das zweite Stockwerk mit all den kleinen, dunklen Kammern“, sagte Fräulein Haan verärgert. „Ich denk nicht dran!“

„Wir können die Zwischenwände wegreißen lassen“, sagte Balk.

8 *Het Bureau*, Band 2: „Vuile handen“, G.A. van Oorschot, Amsterdam 1996, S. 284-290. Direktor Balk beruft eine Betriebsversammlung ein, um mit den Mitarbeitern des Büros die Aufteilung der Räumlichkeiten im neuen Institutsgebäude zu besprechen.

„Und dann auch noch ständig die Treppen rauf und runter! Kommt nicht in Frage! Damit bin ich nicht einverstanden!“

„Also fänden Sie es besser, wenn andere die Treppen rauf und runter laufen müssten“, sagte Fräulein Veldhoven.

„Es ist mir egal, wer die Treppen rauf und runter läuft, aber wir sind die älteste Abteilung. Deswegen dürfen wir als Erstes wählen und nicht Sie, Sie sind zuletzt dazugekommen.“

„Niemand darf als Erstes wählen“, beschloss Balk. „Die Aufteilung bestimme ich! Ich will jetzt nur Argumente hören!“

„Ich finde, das ist ein Argument“, sagte Fräulein Haan. „Als älteste Abteilung haben wir ein Anrecht auf repräsentative Räumlichkeiten!“

„Ich halte das für überhaupt kein Argument“, sagte Fräulein Veldhoven. „Sie denken überhaupt nicht an andere!“

„Frau van Idegem“, unterbrach Balk sie. Er wippte ungeduldig mit seinem Fuß. „Ich fange bei Ihnen an. Wie viel Platz brauchen Sie für die Bibliothek?“

„Ich weiß noch nicht einmal, was bei mir alles stehen soll“, sagte Mia van Idegem gekränkt. „Wie soll ich das also wissen?“

„Ungefähr“, sagte Balk ungeduldig. „Sie werden doch wohl wissen, wie viel laufende Meter die Bibliothek hat?“

„Wie soll ich das denn wissen? Ich bin doch erst seit Kurzem hier.“

„Wir haben zweihundert laufende Meter“, sagte Maarten, „demnach denke ich, dass wir insgesamt rund sechshundert laufende Meter haben.“ Balk ignorierte seine Bemerkung.

„Sechshundert laufende Meter also“, sagte Mia van Idegem und zuckte die Schultern.

„Und wie viel wollen Sie davon bei sich haben?“

„Na ja, am liebsten natürlich alles.“

„Außer natürlich die Bücher von Volksnamen“, sagte Rentjes. „Die bleiben bei uns!“ Er sprach vor lauter Aufregung holprig und stotternd.

„Also willst du, dass ich demnächst all eure Bücher die Treppe hoch und runter schleppe?“, sagte Mia van Idegem empört.

„Sie möchten wahrscheinlich, dass wir für jedes Wort, das wir nachschlagen müssen, in die Bibliothek gehen sollen“, sagte Fräulein Haan giftig. „Ich denk’ nicht dran!“

„Das Gebäude hat einen Bücherlift, das ist also kein Problem“, sagte Balk.

„Es ist sowieso kein Problem“, bemerkte Maarten, „denn es gibt gar keinen Raum, der sechshundert laufende Meter Bücher fassen könnte. Das sind sechzig Regale!“

Van Idegem sah ihn an. „Entschuldige bitte.“

Balk suchte in den Grundrissen und zog den vom Erdgeschoss zu sich heran, rieb sich kräftig die Nase und studierte, während er die Nase rümpfte, die darin eingezeichneten Räume, legte seinen Stift an den Maßstab an, der unten auf der Karte war, und maß einige Längen und Breiten. Sie schauten zu. „Wenn wir in dem Raum rechts hinten im Erdgeschoss die Regale mit den Rückseiten aneinander stellen, können wir dort vierzig Regale unterbringen“, stellte er fest, „und dann ist dort noch genug Platz für die Bibliothekarin.“

„In diesem dunklen Loch?“, fragte Mia van Idegem erschrocken. „Ich würde doch ab und zu auch gerne mal ein wenig Sonne sehen können.“

„Wir können nicht alle in der Sonne sitzen“, unterbrach sie Balk abrupt. „Außerdem hat mich die staatliche Baubehörde darauf aufmerksam gemacht, dass wir die oberen Etagen nicht zu schwer belasten dürfen. Es gab bereits einmal eine Räumung, weil die Mauern Risse bekommen hatten.“

Er blickte zu Maarten. „Wie schwer ist dein Karteisystem?“

„Wir haben jetzt fünfhundert Kästen“, sagte Maarten, „und jedes Jahr kommen fünfzig dazu, sodass es in gut zehn Jahren tausend sein werden.“

„Ja, aber wie schwer?“, sagte Balk ungeduldig.

„Achttausend Kilo?“, schätzte Maarten.

„Dann müsst ihr auch ins Erdgeschoss“, beschloss Balk.

„Das wird nett“, sagte Mia van Idegem zu Maarten. Maarten lächelte.

„Können Sie das Karteisystem nicht im Keller unterbringen?“, fragte Fräulein Haan. Ihr Kopf bebte vor Anspannung, als sie ihn ansah.

„Nein“, sagte Maarten entschlossen. „Das Karteisystem muss in unsere Abteilung. Das brauchen wir jeden Tag.“

„Das Musikarchiv“, sagte Balk und wandte sich Fräulein Veldhoven zu. „Um wie viele Personen geht es bei Ihnen?“

„Fünf.“

„Fünf? Matser!“, er hob den Daumen. „Elshout!“ – den Zeigefinger. „Frau Greep!“ – den Mittelfinger. „Ich zähle nur vier!“

„Und Graanshuur.“

„Und Graanshuur“, ergänzte er, „diesen Mann vergesse ich immer. Fünf also!“ Er blickte auf den Grundriss. „Dann könnten Sie die drei Zimmer hinten links nehmen.“

„Wo ist das?“, fragte Fräulein Veldhoven und beugte sich vor. Fräulein Haan beugte sich ebenfalls vor.

„Diese hier“, sagte Balk ungeduldig und zeigte auf die Räume. Maarten sah jetzt auch hin. Es handelte sich um ein Gartenzimmer und

dahinter zwei zusammenhängende kleinere Zimmer, ohne Fenster, die durch eine Glaswand vom Gartenzimmer getrennt waren.

„Oh nein, kommt nicht in Frage“, sagte Fräulein Veldhoven. „Da haben wir keinerlei Privatsphäre! Wir brauchen alle fünf ein eigenes, in sich abgeschlossenes Zimmer, denn wir hören ständig Musik und dabei dürfen wir nicht gestört werden.“

„Glauben Sie denn, dass wir wohl gestört werden dürfen?“, fragte Fräulein Haan. „Was denken Sie eigentlich von unserer Arbeit?“

„Ich denke überhaupt nichts von Ihrer Arbeit“, antwortete Fräulein Veldhoven. „Ich spreche hier für meine eigene Abteilung und nicht für Ihre!“

„Und ich spreche hier für meine!“

„Umso besser! Dann kümmern Sie sich bitte auch nicht um meine!“

„Die Abteilung Volkssprache“, sagte Balk forsch, während er seinen Fuß unruhig hin und her bewegte. „Um wie viele Leute geht es?“

„Fünf“, sagte Fräulein Haan.

„Sie selbst, de Fluiter, Bosman und Schaafsma“, zählte Balk auf. „Ich zähle vier!“

„Ach“, sagte sie gereizt, „du weißt doch, dass wir in Kürze einen neuen wissenschaftlichen Beamten hinzubekommen? Du hast im Vorstellungsgespräch selbst dabeigesessen.“

„Fünf also“, sagte Balk.

„Denk bloß nicht, dass ich mich mit der zweiten Etage abspeisen lasse“, sagte Fräulein Haan empört. „Dafür such dir mal jemand anderen!“

„Ich speise niemanden ab“, sagte Balk knapp. „Die Abteilung Volksnamen!“

„Auch fünf“, sagte Rentjes.

„Du zählst Grosz mit“, stellte Balk fest.

„Natürlich! Der arbeitet doch manchmal für uns? Oder etwa nicht?“

„Und was machst du mit Frau Moederman und mit Wiegersma?“, wollte Fräulein Haan wissen. „Frau Moederman kannst du auch nicht all die Treppen steigen lassen und die hätte ich doch gerne bei mir in der Nähe!“

„Und Slofstra“, sagte Maarten.

„Slofstra ist kein Problem“, fand Balk. „Der kann zu Frau Moederman.“

„Die können sich nicht ausstehen“, warnte Maarten.

„Damit habe ich nichts zu tun! Wir sind hier kein Pflegeheim, sondern ein wissenschaftliches Büro.“

„Aber wenn du all die Älteren oben unterbringst, machst du über kurz oder lang ein Pflegeheim daraus“, warnte Fräulein Haan.

„Treppensteigen ist gut gegen Verfettung“, sagte Balk mit einem gemeinen Lachen.

„Na gut, solange du nur weißt, dass du mich nicht soweit kriegst!“

„Wir werden sehen!“ Er schlug sein Notizbuch zu, das die ganze Zeit über aufgeschlagen, aber unbenutzt vor ihm gelegen hatte.

„Nächste Woche komme ich mit einem Vorschlag.“ Er stand auf.
„Sie können wieder an die Arbeit gehen.“

Maarten ging hinten herum zurück.

„Und?“, fragte Jan, als er in das hintere Zimmer kam.

Ad und Bart blickten auf.

„Es sieht so aus, als würden wir im Erdgeschoss landen“, sagte Maarten.

„Nicht schlecht“, fand Jan.

„Ich hätte lieber oben gesessen“, bemerkte Ad.

„Ich auch“, sagte Maarten, „aber es schien mir besser, das jetzt noch nicht zu sagen. Es war ein Hexenkessel.“

„Was war denn?“, fragte Jan neugierig. Er kicherte schon im Voraus. In dem Augenblick klingelte in Maartens Zimmer das Telefon.

„Das Telefon“, sagte er und ging weiter. Beerta drehte sich um, als Maarten eintrat. „Er kommt gerade herein“, sagte er. Er reichte Maarten den Hörer. „Balk für dich.“

„Ja, Jaap“, sagte Maarten.

„Kannst du nochmal kurz bei mir vorbeikommen?“

Balk saß an seinem Schreibtisch und hatte die Grundrisse vor sich ausgebreitet. „Setz dich kurz.“ Er griff zu Tabak und Pfeife, setzte sich zu Maarten in die Sitzecke und stopfte seine Pfeife. „Noch mal eben wegen der Aufteilung.“ Er drückte den Tabak fest an und nahm die Pfeife in den Mund, zündete ein Streichholz an, hielt die Flamme über den Tabak und zog kräftig, während er das Streichholz in den Aschenbecher warf. „Ich möchte Rentjes bei mir auf der Etage haben“, er sah Maarten an. „Rentjes ist noch ein junger Bursche, ich will ihn im Auge behalten und außerdem ist es die Abteilung, mit der ich am meisten zu tun habe.“ Maarten nickte. „Das bedeutet, dass Rentjes das Zimmer dahinter bekommt“, er sah Maarten scharf an.

Maarten verstand, worauf er abzielte. Das Zimmer dahinter war das des stellvertretenden Direktors.

„Dagegen wird er nichts einzuwenden haben“, sagte er neutral. Balk ignorierte das.

„Aber ich kriege Haan nicht in die zweite Etage. Das hast du bestimmt mitgekriegt.“

„Das wird schwierig.“ Er merkte, worauf Balk hinauswollte, und es bereitete ihm Mühe, seine Zufriedenheit zu verbergen.

„Hast du was dagegen, in die zweite Etage zu ziehen?“

Maarten gab nicht sofort eine Antwort.

„Und das Karteisystem?“

„Darüber werde ich mit der staatlichen Baubehörde sprechen.“

Maarten dachte nach. „Das ist die Etage mit den kleinen Zimmern, wo früher all die vielen Leute saßen.“

„Die könnten wir abreißen lassen. Dann hat man an der Rückseite zwei große Räume und ein kleines Hinterzimmer.“

„Das auf jeden Fall“, beschloss Maarten. „Und dann das Musikarchiv an die Vorderseite, denn das möchte ich definitiv auf meiner Etage haben.“

„Das bespreche ich mit Veldhoven!“, versprach Balk.

Übersetzung: Anne Wolters

Ad ist krank! (1969)⁹

„Wie geht es Ad denn?“, fragte er.

„Na ja, es geht so gerade eben. Eigentlich unverändert.“

„Probleme mit dem Hals?“

„Probleme mit dem Hals, ja. Und mit seinen Augen, gereizte Augen, wenn er viel gelesen hat. Hast du das nie?“

„Nein, nicht dass ich wüsste.“

„Wenn er mehr als vier Stunden liest, fangen seine Augen an zu brennen, sagt er, also müsste er dann eigentlich etwas anderes machen, aber das geht ja nicht im Büro, oder?“

„Nein, das wird schwierig.“

„Siehst du, das ist das Dilemma.“

„Was sagt der Arzt dazu?“

„Der Arzt? Wir waren damit noch nicht beim Arzt. Ärzte – die können nichts. Du und Nicolien – Ihr würdet damit doch sicher auch nicht zum Arzt gehen, oder?“

„Nein“, gab er zu.

„Das Einzige, was die sagen, ist, dass man nichts hat. Na ja, ich weiß es besser. Dafür muss ich nicht zum Arzt gehen.“

„Er kann also noch nicht wieder zur Arbeit kommen?“

„So, wie es ihm im Moment geht, sicherlich nicht.“

„Hat er auch noch Fieber?“

„Fieber auch noch.“

„Siebenunddreißig zwei.“

„Und einmal sogar siebenunddreißig vier. Ja, du meinst das ist kein Fieber, aber bei Ad ist das Fieber. Er fühlt sich auch noch immer warm an.“

Er zog die Augenbrauen hoch, doch das konnte sie durch das Telefon nicht sehen. „Schrecklich“, sagte er so neutral wie möglich.

„Ja, das ist in der Tat schrecklich. Wie läuft es denn im Büro? Mia hat die Stelle doch bekommen, oder?“

„Mia van Idegem“, präzisierte er.

„Das hat sie dir zu verdanken.“

„Das denke ich nicht.“

„Doch, ich glaube schon.“

„Ist sie damit zufrieden?“

9 *Het Bureau*, Band 2: „Vuile Handen“, G.A. van Oorschot, Amsterdam 1996, S. 277-278. Ad Muller und seine Krankheiten. Maarten ruft Ads Frau Heidi an, um sich nach dem Wohlergehen ihres Mannes zu erkundigen.

„Das kann sie jetzt natürlich noch nicht sagen. Sie hat doch noch nicht angefangen.“

„Nein, nächsten Monat.“

„Aber ich denke schon, denn da, wo sie jetzt arbeitet, findet sie es fürchterlich. Wann werdet ihr denn mit dem Büro umziehen?“

„Ende September.“

„Na, ich hoffe, dass es Ad dann wieder besser geht.“

„Das hoffe ich auch“, sagte er erschrocken. „Das sind noch drei Monate.“

„Ja schon, aber man kann ja nie wissen.“

„Nein“, gab er zu, „aber ich hoffe es doch. Wünsch ihm auf jeden Fall gute Besserung.“

„Maarten wünscht dir gute Besserung“, hörte er sie sagen, und von weit weg hörte er Ads Stimme antworten. „Viele Grüße“, sagte sie.

„Danke. Grüß ihn mal zurück.“

In Gedanken legte er den Hörer auf. Er drehte sich wieder zu seinem Schreibtisch, blieb dort einen Augenblick mit der Hand auf der Lehne seines Stuhls stehen und ging dann aus seinem Zimmer in den nächsten Raum. Fräulein Bavelaar saß hinter ihrem Schreibtisch. Sie sah auf, als er hineinkam.

„Muller ist noch krank“, sagte er.

„Sollten wir dann nicht doch mal eine Kontrolle hinschicken?“ fragte sie. „Das geht jetzt schon sechs Wochen so.“

„Ich werde erst einmal selbst nach ihm sehen“, er blieb stehen. „Gibt es schon etwas Neues vom Umzug?“

„Ich glaube, Balk will das nächste Woche besprechen“, sagte sie „nachdem er sich das Gebäude zusammen mit den Abteilungsleitern angesehen hat.“

Übersetzung: Kerstin Kamp

Ads Genesung (1970)¹⁰

„Ha!“, sagte Maarten überrascht – Ad betrat das Zimmer – „Geht es dir wieder besser?“

„Ja, so ungefähr“, antwortete Ad in einem Ton, als ob es ihm noch lange nicht gut gehe. Er stellte seine Tasche an den Schreibtisch und setzte sich, so dass Maarten ihn nicht mehr sehen konnte.

Maarten zögerte. Er stand auf und sah zu ihm herüber. Als er stand, konnte er gerade eben noch seinen Kopf sehen, hinter dem langen Bücherschrank, der seinen Schreibtisch vom Rest des Zimmers trennte.

Ad räumte die Stapel an Papier, Ausschnitten und Briefen um, die sich in den letzten drei oder vier Wochen auf seinem Schreibtisch angesammelt hatten.

„Was hast du denn jetzt eigentlich gehabt?“, fragte Maarten.

„Brennende Augen“, antwortete Ad unwillig. „Und warm.“ Er sah nicht auf.

„Mehr nicht?“ Er hatte Mühe, seiner Stimme einen neutralen Klang zu geben.

„Das ist doch wohl genug, findest du nicht? Oder findest du das etwa normal?“ Er sah nun hoch, etwas aggressiv.

„Ich weiß nicht, was normal ist“, gab Maarten zu.

„Oh nein“, so, als ob er es eben vergessen hatte.

Maarten schwieg. Er zögerte und setzte sich schließlich wieder, hinter den Bücherschrank, der seinen Schreibtisch von Barts trennte. Er erinnerte sich an die Bemerkung von Klaas, doch nach dieser Reaktion wusste er nicht, was er noch hätte sagen können. In der Stille hörte man aus dem angrenzenden Zimmer die Stimmen von Jan und Bart.

„Hast du das nie?“, fragte Ad, seine Stimme war etwas heiser. „Dass du, wenn du den ganzen Tag im Büro gewesen bist, abends dann zu müde bist, um noch fernzusehen?“

„Wir haben keinen Fernseher.“

„Ach ja. Vielleicht ist das besser so.“

„Aber wenn ich den ganzen Tag im Büro gesessen habe, bin ich abends auch müde.“

„Siehst du? Es liegt am Büro.“

Maarten zögerte. „Was stimmt denn nicht mit dem Büro?“ Seine Stimme klang nun auch heiser.

„Den ganzen Tag Menschen um mich herum, vielleicht ist es das, was ich nicht haben kann.“

10 *Het Bureau*, Band 2: „Vuile Handen“, G.A. van Oorschot, Amsterdam 1996, S. 352-354. Ads erster Arbeitstag nach langer schwerer Krankheit.

„Das ist anstrengend“, gab Maarten zu.
„Kannst du hier eigentlich arbeiten, wenn wir im Zimmer sind?“
„Schwierig“, wägte er seine Worte ab. „Aber das habe ich noch nie gekonnt, auch nicht, als ich damals noch mit Beerta alleine war.“
„Und wenn du nun einen Kommentar schreiben oder ein Buch rezensieren musst?“
„Das mache ich zu Hause.“
„Und dann kommst du bestimmt noch, bevor du fünfzig bist, mit einem Herzinfarkt ins Krankenhaus.“
Maarten lachte. „So schnell bekommt man keinen Herzinfarkt.“
„Ich will es jedenfalls nicht darauf ankommen lassen.“ Seine Stimme klang wieder aggressiv.
„Das brauchst du auch nicht“, beruhigte ihn Maarten.
Sie schwiegen. Die Zwischentür ging auf, Bart kam mit einem Buch, einem Stück Papier und einem Stift in der Hand ins Zimmer, die Tür ließ er hinter sich offen. Er bemerkte Ad erst, als er schon an dessen Schreibtisch vorbeigelaufen war, blieb abrupt stehen und drehte sich zu ihm um. „Hallo Ad“, sagte er überrascht. Ich hab dich gar nicht gesehen. Geht’s dir wieder besser?“
„Etwas.“ Maarten konnte sein Gesicht nicht sehen, aber seiner Stimme nach zu urteilen, sagte er es mit einem müden Lächeln.
„Ich hatte mir schon Sorgen gemacht.“
„Das ist doch nicht nötig.“
Bart schaute ihn freundlich an. „Aber übertreib es nicht sofort wieder, sonst passiert dir wieder so etwas.“
„Nein, ich pass schon auf.“
„Dann mach das auch.“ Er drehte sich zu seinem Schreibtisch, machte sich eine Notiz und ging dann wieder aus dem Zimmer, während er die Zwischentür schloss. „Ich habe es notiert“, hörte Maarten ihn zu Jan sagen.
Ad stand auf. Er kam langsam auf Maartens Schreibtisch zu und blieb dort stehen.
Maarten sah ihn erwartungsvoll an.
„Du hast mal erzählt, dass, als du das erste Mal mit Balk hierhin kamst, damals überall kleine Zimmer waren. Könnten wir die nicht wieder einbauen lassen?“ Sein Blick war merkwürdig, etwas hysterisch.
„Und was ist dann mit Beerta? Der muss dann in einem dunklen Flur sitzen.“
„Der zieht dann zu Jan.“
„Das geht nicht“, sagte Maarten entschieden.
„Wenn du lieber zusehen willst, wie wir hier zu Grunde gehen.“

„Das ist doch Unsinn.“ Er dachte nach. „Außerdem finde ich, dass wir uns hier nicht abschotten dürfen, solange wir uns nicht darüber im Klaren sind, was wir in dieser Abteilung überhaupt wollen.“

„Es war nur eine Idee.“

„Wir könnten eventuell einführen, dass jeder von uns einen oder zwei halbe Tage zu Hause arbeiten kann“, überlegte Maarten. Er sah Ad an.

„Vielleicht wäre das schon mal was“, sagte Ad zögernd. Er sah sich um. Die Tür ging auf, Mia kam herein. „So so, ich habe gehört, dass es dir wieder besser geht“, sagte sie ziemlich laut.

„Von wem hast du das gehört?“, fragte er lächelnd.

„Von Slofstra natürlich! Hast du die Eisentabletten eigentlich noch genommen?“

„Ja, aber die helfen nicht.“

„Ich habe noch einmal nachgelesen und es ist sicher Blutarmut, was du hast!“

„Meinst du?“, fragte er mit demselben merkwürdigen Lächeln.

Mia wandte sich an Maarten. „Aber ich bin eigentlich gekommen, um zu fragen, ob ihr nicht ein paar Schautafeln von Jetses für mich habt, für die Bibliothek.“

Übersetzung: Kerstin Kamp

Auf Krankenbesuch bei Ad (1972)¹¹

„Ich hatte eigentlich gedacht, dass wir zu Ad und Heidi gehen könnten“, sagte er am Sonntagmorgen nach dem Frühstück, „wegen des neuen Hauses.“

„Wenn du meinst, dass sie sich darüber freuen?“

„Ja, ich glaube schon. Wir könnten einen Strauß Blumen mitnehmen.“

Vom Bahnhof zum Haus ging man ungefähr zehn Minuten. Es lag am Rande der Siedlung, an einer Straße, die um das Dorf herumführte. Auf der gegenüberliegenden Seite gab es Weiden, dahinter, in der Ferne, lagen die Dünen. Hier war es sonnig und es wehte ein frischer Wind. Die Sträucher in den Gärten trieben schon aus, die Bäume waren noch kahl. So früh am Morgen war es noch still auf der Straße, nur ein Mann, der seinen Hund ausführte. Er grüßte.

Es war ein einstöckiges Doppelhaus. Es hatte einen Vorgarten, der im Vergleich zu den angrenzenden Gärten einem Dschungel glich. Der Zaun war verrostet, das Gartentor hing schief und stand halb offen. An der Seite des Hauses, an der sich die Eingangstür befand, standen Zement- und Abfallsäcke. Der Weg endete an einer Garage. Neben der Eingangstür befand sich ein Fenster, halb von Efeuranken bedeckt, die bis zum Dach wucherten. Hinter dem Fenster an der Spüle stand Ad im Licht einer Deckenlampe und war mit dem Abwasch beschäftigt. Er bemerkte nicht, dass sie ihn beobachteten. Als Maarten an das Fenster tippte, sah er zur Seite, ohne eine Spur von Überraschung oder Freude. Er nickte ihnen zu, legte den Schwamm zur Seite und verließ die Küche. Die Eingangstür öffnete sich. Er stand in der Diele, die Hand an der Tür, und sah sie nicht besonders einladend an.

„Hallo“, sagte Maarten, er bereute seinen Plan schon. „Wir kamen zufällig vorbei, aber vielleicht seid ihr noch nicht fertig?“

„Heidi ist krank“, antwortete Ad, er trat einen Schritt zurück, um sie hereinzulassen.

„Oh, wenn das so ist, gehen wir wieder“, sagte Nicolien mit einem Strauß Narzissen in der Hand.

„Ihr könnt ruhig eben reinkommen“, sagte er ohne jegliche Herzlichkeit.

„Was hat sie denn?“ fragte Maarten, als er über die Schwelle trat.

„Lungenentzündung“, er öffnete eine bleiverglaste Tür hin zum Flur und schloss die Eingangstür hinter Nicolien.

11 *Het Bureau*, Band 2: „Vuile Handen“, G.A. van Oorschot, Amsterdam 1996, S. 514-517.

„Dann sollten wir vielleicht doch besser sofort wieder gehen?“, sagte Nicolien zu Maarten.

„Ja“, sagte Maarten. „Wir sind nur eben vorbeigekommen.“

„Wer ist da?“, rief Heidi von oben.

„Koning und seine Frau“, rief Ad zurück. Er ging in die Küche. Sie folgten zögernd. Nicolien legte die Blumen auf die Spüle. Ads Verhalten war sonderbar.

„Wart ihr in der Nähe?“, fragte Ad, ohne die Blumen zu beachten.

„Wir haben einen Spaziergang gemacht“, sagte Maarten, was nicht ganz der Wahrheit entsprach.

„Ist Heidi sehr krank?“, fragte Nicolien besorgt.

„Es geht ihr schon wieder besser.“ In seinem Auftreten lag etwas Argwöhnisches, so, als ob er ihren Motiven misstraute. Er machte auch keine Anstalten, sie weitergehen zu lassen.

„Sollen wir dann nicht besser wieder gehen?“, fragte Nicolien.

„Ja“, sagte Maarten. „Wie kommt man von hier zu den Dünen?“

„Von wo seid ihr gekommen?“

„Vom Bahnhof.“

„Ich zeig es euch.“ Er ging ihnen voraus, durch den Flur, durch die Eingangstür, den Weg hinunter bis zur Straße. „Wenn ihr so lauft“, sagte er und zeigte in die Ferne, „kommt ihr nach ein paar hundert Metern an einen Weg, der links durch die Weiden führt, an einem Bauernhof vorbei, über eine Brücke und dann ganz bis Egmond läuft.“

„Danke“, sagte Maarten. „Ich finde es schon.“

„Gute Besserung für Heidi“, sagte Nicolien. „Bestell ihr viele Grüße.“

„Das werde ich tun, danke.“ Er drehte sich um und ging zurück zum Haus, ohne sich noch einmal umzusehen.

Sie blieben stehen, bis die Tür ins Schloss fiel. Dann wendeten sie sich ab und gingen etwas betreten in die Richtung, die Ad ihnen gezeigt hatte.

„Jetzt haben wir noch nicht mal die Katzen gesehen“, bemerkte Nicolien bedauernd.

„Nein“, sagte Maarten abwesend. Er versuchte, Ads Verhalten einzuordnen.

„Wo die wohl gewesen sein mögen?“

„Im Wohnzimmer, denke ich.“

„Wie schade, die hätte ich doch so gerne mal wiedergesehen.“

„Ja“, sagte er mechanisch.

Sie fanden den Weg mühelos und liefen durch die Weiden an einem umzäunten Weiher vorbei, auf dem Zierenten schwammen.

„Koning und seine Frau“, sagte Maarten nach einer Weile. Er konnte nicht fassen, dass sie so genannt worden waren.

„Komisch, dass er nach nichts gefragt hat. Er ist doch schon wieder ein paar Wochen nicht im Büro gewesen?“

„Vielleicht war das der Grund“, vermutete er.

Übersetzung: Kerstin Kamp

Bei den Volkskundlern in Münster (1972)¹²

Die Aussicht, vor den Studenten von Güntermann auftreten zu müssen, hatte ihn die ganze Nacht wachgehalten, und obwohl er zu müde war, um sich darüber noch Sorgen zu machen, war er doch zu angespannt, um sich ausruhen zu können. Gedankenverloren, mit vor Müdigkeit geschwollenen Augen und einem vor Nervosität angespannten Gesicht, blickte er auf den leeren Bahnsteig. Der Zugführer kam mit einer großen, schwarzen Tasche entlanggelaufen, ein deutscher Zugführer. Der Schaffner stieg ein. Die Türen schlossen sich. Eine Klingel ertönte. Der Zug setzte sich in Bewegung. Langsam fuhren sie aus dem Bahnhof, über eine Weiche, wonach der Zug allmählich Fahrt aufnahm. Er lehnte sich zurück, stützte seinen Ellenbogen auf die Lehne, legte die Hand vor seine Augen und versuchte sich zu entspannen.

Als er in Münster ausstieg, nieselte es. Er lief vom Bahnhof aus durch eine trostlose, graue Einkaufsstraße in Richtung Zentrum, passierte eine breite Allee mit einer doppelten Reihe kahler Bäume, kam in eine etwas belebtere Einkaufsstraße mit Kaufhäusern und großen Geschäften, die in eine komplett wieder aufgebaute, mittelalterliche Hauptstraße mit rechts dem Rathaus und links einer überwölbten Galerie mit Schaufenstern mündete. Es herrschte zwar etwas Verkehr und hier und da liefen auch ein paar Fußgänger, aber alles machte einen provinziellen, etwas tristen Eindruck, so wie ein Raum, der schon lange nicht mehr gelüftet worden war. Nur der Platz mit dem Dom, hinter der Hauptstraße, vermittelte durch seine Ausmaße ein wenig Gefühl von Weite, nur dass er dies mit seinen schlappen, müden Beinen und seinem schweren Kopf kaum genießen konnte.

Das Universitätsgebäude befand sich auf einer Ecke des Platzes, ein fantasieloses, graues Gebäude, steif, deutsch, mit langen Reihen von Stahlfenstern. Das Seminar von Güntermann lag in der dritten Etage, am Ende eines langen Ganges, hinter einer Tür aus Sicherheitsglas. Er öffnete die Tür und trat in eine atemraubende Stille. Entlang der Mauern des Ganges standen Schränke voller Bücher und hinter einer offenstehenden Tür befand sich eine Bibliothek. Niemand. Erst als er den Gang weiter entlanggelaufen und erneut stehen geblieben war, hörte er in der Ferne Stimmen, die aus einem Zimmer am Ende des

12 *Het Bureau*, Band 2: „Vuile Handen“. G.A. van Oorschot, Amsterdam 1996, S. 569-576. Ein Besuch Maarten Konings bei den Volkskundlern der Universität Münster.

Flurs kamen. Er blieb vor einer Tür stehen, stellte fest, dass die Stimmen dorthin kamen, zögerte und klopfte an.

„Ja“, rief jemand, und er erkannte Güntermanns Stimme.

„Herr Koning“, sagte Güntermann erfreut und erhob sich von seinem Stuhl. „Kommen Sie bitte herein!“ Er kam hinter seinem Schreibtisch hervor. Der andere Mann, etwas jünger als Güntermann, mit einem roten, runden Gesicht, saß an der anderen Seite des Schreibtisches auf einem Stuhl und stützte die Arme auf die Lehne, bereit, sich ebenfalls zu erheben.

„Herr Güntermann“, sagte Maarten.

„Hatten Sie eine gute Reise?“, erkundigte sich Güntermann, während er ihm die Hand gab.

„Sehr.“

„Sind Sie über Rheine gekommen?“

„Ja“, sagte Maarten automatisch, „nein“, verbesserte er sich selbst schnell. „Über Gronau“, sein Gesicht nahm nervöse Züge an, weil Güntermann die ganze Zeit seine Hand festhielt.

„Ach so, Gronau“, sagte Güntermann und ließ seine Hand endlich los. „Das hier ist Herr Dietermann“, er wendete sich dem anderen Mann zu, der jetzt von seinem Stuhl aufstand und auf Maarten zukam, „er wird heute Nachmittag als Grundlage für die Diskussion auch einen Vortrag halten.“

„Dietermann“, sagte der Mann und gab Maarten die Hand.

„Auch über den Weihnachtsbaum“, wusste Maarten. Der Mann, ein Mann mit einer dicken Brille und einem freundlichen und präzisen Gesicht, erinnerte ihn an Bart.

„In Westfalen“, präzisierte Dietermann.

„Aber setzen Sie sich doch“, sagte Güntermann. Er machte eine einladende Geste zu einer Sitzzecke seitlich seines Schreibtisches. Sie setzten sich an einen kleinen, quadratischen Tisch voller Bücher und Zeitschriften. „Also“, sagte Güntermann.

„Aber ich kann natürlich nicht über den Weihnachtsbaum reden, ohne auch über Sankt Nikolaus zu sprechen“, sagte Dietermann. Auch sein Ton erinnerte Maarten an Bart: Der Ton von jemandem, der erwartet, dass ihm widersprochen wird und der sich vorgenommen hat, sich nicht umstimmen zu lassen.

„Das versteht sich“, sagte Maarten. Er glaubte zu verstehen, was Dietermann damit meinte und fand es gut. Alles hängt mit allem zusammen, allerdings überraschte ihn, dass das in diesem Fall auch für Westfalen gelten sollte.

„Wollen Sie hier wirklich nicht übernachten?“ fragte Güntermann.

„Nein“, sagte Maarten. „Ich möchte heute Abend wieder nach Hause gehen.“

„Ich würde gern noch ein Hotelzimmer für Sie reservieren“, bot Güntermann an.

„Nein, wirklich nicht“, wiederholte Maarten schnell.

„Und um wie viel Uhr fährt Ihr Zug?“

„Um sieben Uhr.“

„Dann müssen wir um halb sieben Schluss machen, und ich bringe Herrn Koning zum Bahnhof“, sagte Güntermann zu Dietermann. Dietermann nickte. Güntermann schaute auf seine Uhr. „Dann schlage ich jetzt vor, dass wir beiden etwas essen gehen.“

„Ich habe mein Brot bei mir“, sagte Maarten. Jetzt als er saß, merkte er, wie müde er war, und er wollte nicht daran denken, wieder aufstehen zu müssen.

„Nein, wir gehen in den Ratskeller“, beschloss Güntermann. „Ich muss doch ohnehin auch essen.“

Der Ratskeller lag unterirdisch, hinter einer Tür mit Bleiglasrauten. Es war ein großer Raum, unterteilt durch schwere Strebepfeiler, mit großen, auf Hochglanz polierten Eichenholztischen und schweren Eichenholzstühlen auf einem Boden aus großen, roten Steinplatten. Die Stimmen der Menschen, die dort saßen, verloren sich im Raum, und selbst wenn man an ein und demselben Tisch saß, war es schwer, sich gegenseitig zu verstehen.

„Ist etwas für Sie dabei?“, fragte Güntermann, nachdem sie beide einige Zeit eine riesige Speisekarte studiert hatten.

„Ich zögere noch“, antwortete Maarten. Er überflog zum dritten oder vierten Mal die lange Aufreihung der Gerichte, ohne den geringsten Appetit. „Ich suche etwas Kleines, ohne Fett.“

Güntermann schaute jetzt ebenfalls wieder in die Karte. „Gar kein Fett?“, erkundigte er sich, „oder nur wenig?“

„Wenn möglich gar kein Fett.“

„Doch nicht wegen Ihrer Leber?“, informierte sich Güntermann besorgt.

„Doch“, sagte Maarten verlegen.

Güntermann suchte jetzt mit noch mehr Ernst. „Vielleicht dreiundzwanzig“, schlug er vor, „ein Gericht mit gekochtem Rindfleisch.“

Maarten schaute flüchtig auf die Nummer 23, ohne dass er wirklich begriff, was sich dahinter verbarg. „Gut“, sagte er, um es hinter sich zu bringen, „das nehme ich.“ Er fühlte sich so schlecht, dass er sich ernsthaft Sorgen über den weiteren Verlauf des Nachmittags machte.

Güntermann winkte eine ältere Frau in einem schwarzen Rock mit weißer Schürze herbei, die in geringer Entfernung den Saal überblickte. „Und zwei Bier“, sagte er, nachdem er die Bestellung aufgegeben

hatte. „Sie trinken doch Bier, Herr Koning?“, fragte er. „Oder möchten Sie lieber Wein?“

„Nein, Bier“, sagte Maarten schnell, „lieber Bier.“

„Und zwei Bier“, wiederholte Güntermann. Während die Frau sich zurückzog, nahm er die Serviette von seinem Teller und legte sie sich über die Knie.

Maarten tat es ihm gleich.

„Ärgern Sie sich so, Herr Koning?“, fragte Güntermann mitfühlend, „dass Sie kein Fett mehr vertragen?“

Die Frage überraschte Maarten. An die Möglichkeit, dass Leberbeschwerden mit Ärger zu tun haben, hatte er noch gar nicht gedacht, aber sie erschien ihm plausibel, und das brachte ihm Güntermann plötzlich näher.

„Vielleicht“, zögerte er, er war im Begriff zu sagen, dass die Wissenschaft ihn ärgerte, auch wenn er nicht wusste, ob das so war, verwarf es aber im letzten Moment als zu vertraulich, „aber worüber, könnte ich nicht sagen.“

„So ist das meistens“, meinte Güntermann.

Sie schwiegen. Maarten suchte nach einem Gesprächsthema und Güntermann vielleicht auch, denn er verschob sein Messer ein bisschen und legte es dann wieder zurück, als ob er Argumente gegenüberstellte. Je länger die Stille andauerte, desto größer wurde die Beklemmung.

„Was halten Sie vom Europäischen Atlas?“, fragte Maarten abrupt. Es war das Einzige, was ihm einfiel.

„Den halte ich für sehr wichtig“, antwortet Güntermann ernst. Die Antwort war ernüchternd und zerstörte sofort die Vertraulichkeit, die eben noch dagewesen war.

„Glauben Sie?“, fragte Maarten ungläubig. Er konnte nicht glauben, dass Güntermann in seinem Inneren keinerlei Kritik verbarg.

„Weil es das erste Mal nach dem Krieg ist, dass wir auf europäischer Ebene zusammenarbeiten, sogar mit den Ländern des Ostblocks.“

„Aber die Voraussetzungen“, versuchte Maarten noch, „der Gedanke, dass solche Karten jahrhundertlang Kulturgrenzen aufzeigen, statt eine Momentaufnahme in einer kontinuierlichen Veränderung.“

„Darüber müssen wir diskutieren. Das war das große Verdienst Ihres Vortrags.“

„Mit Horvatić?“, fragte Maarten ungläubig.

„Auch mit Horvatić, sogar mit Horvatić, denn er ist einer der Stützen der Organisation. Ohne ihn kommen wir nicht weiter.“

„Mit ihm auch nicht.“

„Das glaube ich nicht. Meines Erachtens sind Sie da zu pessimistisch, Herr Koning. In der Diskussion sollten alle Standpunkte ihren rechten Platz haben, auch der Professor Horvatić.“

Maarten schwieg. Er erinnerte sich an Güntermanns mutlose Geste in Helsinki, als er nach einer Diskussion mit Horvatić zu seinem Platz zurückging, und begriff, dass Güntermann sich nicht in die Karten schauen lassen wollte. Das weckte in ihm ein vages Gefühl der Enttäuschung, jedoch zu vage, um es konkret zu benennen.

„Jetzt lasse ich Sie hier allein“, sagte Güntermann, als sie gut eine Stunde später zurück in seinem Zimmer waren, „damit Sie ihren Vortrag noch einmal durchsehen und sich auf die Diskussion vorbereiten können. Ich hole Sie ...“, er sah auf seine Uhr, „in knapp zwei Stunden ab.“ Er suchte in seinem Büro einige Unterlagen zusammen, schaute sich noch einmal prüfend um und ging zur Tür. „Bis nachher.“

Maarten hörte, wie sich die Schritte entfernten. Danach war es im Raum ganz still, bis auf das leichte Surren der Belüftungsanlage. Er nahm auf einem der Sessel Platz, die um den Tisch herumstanden, sein Rücken war dem Fenster zugewandt und er blickte in das Zimmer hinein. Es war ein auffallend kleines Zimmer für einen Professor, zumindest für niederländische Verhältnisse. Neben dem Schreibtisch Güntermanns und der Sitzecke gab es in dem Raum noch Bücher, unglaublich viele Bücher, neben- und aufeinandergestapelt in Regalen, die an den drei Wänden standen. Er schloss seine Augen. Ihm war schwindlig vor Müdigkeit. Das Bier hatte ihn dösiger werden lassen, und sein Kopf begann zu schmerzen. Weit in der Ferne hörte er Schritte und Stimmen auf dem Gang. Er suchte mit der Hand nach seiner Tasche, zunächst mit dem Gedanken, Güntermanns Rat zu befolgen und seine Lesung noch einmal durchzugehen, aber da er keine Ahnung hatte, was das bedeuten sollte und er sich außerdem nicht dazu in der Lage sah, sich auf irgendetwas zu konzentrieren, ließ er die Hand auf der Tasche ruhen. Kurz döste er ein, aber sofort darauf schreckte er wieder auf, zu angespannt, um wirklich zu schlafen. Er fühlte sich wie gerädert.

„Herr Doktor Koning“, sagte Güntermann und trat einen Schritt zur Seite, um Platz zu machen.

Maarten erhob sich aus der vordersten Reihe, wo er zusammen mit Dietermann Platz genommen hatte, und begab sich zum Katheder. Seine Beine waren schlapp, er musste sich kurz am Rednerpult festhalten, weil ihm schwarz vor Augen wurde, während die Studenten im Vorlesungssaal auf ihre Pulte klopfen, als Willkommensgruß. Sofort darauf hatte er sich wieder unter Kontrolle. Er legte seine Vorlesung

auf das Katheder und sah in den Saal. Güntermann hatte neben Dietermann Platz genommen und sah mit seinen im Schoß gefalteten Händen zu ihm. Hinter ihm saßen seine Studenten, eine ungeordnete Gruppe junger Männer und Frauen, einige in Pullovern. Es war stickig.

„Meine Damen und Herren“, sagte Maarten. „Unser Institut, das Büro in Amsterdam, hat sich schon in seinem ersten Fragebogen, 1934, mit dem Weihnachtsbaum beschäftigt ...“ Im Saal wurde gegrinst, er sah es und begriff, dass sein Deutsch lächerlich klang, aber er war zu müde, um sich darüber Sorgen zu machen, ja mehr noch, es war ihm vollkommen egal.

„Sie haben Ihren Stockholmer Vortrag noch umgearbeitet“, stellte Güntermann fest, als sie in seinem Auto auf dem Weg zum Bahnhof waren.

„Ja“, sagte Maarten, „weil das Publikum ein anderes war.“

„Das hatte ich mir schon gedacht“, sagte Güntermann. Der Ton, in dem er es sagte, vermittelte Maarten den Eindruck, dass er dies bedauerte, aber er war nicht in der Lage, um noch weiter darüber nachzudenken. Er gab sich auch keine Mühe, das Gespräch noch in Gang zu halten, und da Güntermann anscheinend genauso wenig Rat wusste, schwiegen sie, bis sie auf dem zugigen, schlecht beleuchteten Bahnsteig ankamen, wo der Zug nach Gronau zur Abfahrt bereitstand. Noch fünf Minuten und es war vorbei.

„Herr Koning“, sagte Güntermann und streckte seine Hand aus – sie standen vor der geöffneten Tür des Zuges. „Nochmals ganz herzlichen Dank, und ich hoffe, wir sehen uns bald wieder. Vielleicht nächstes Jahr?“

Das war zu viel. „Dankeschön“, sagte Maarten. Sein Gesicht war vor Nervosität angespannt, er suchte vergeblich nach einer Bemerkung auf Deutsch, die zu dieser Situation passte. „Guten Tag“, murmelte er, merkte, dass das dumm war, wandte sich schnell ab, als wäre er in Eile, wollte einsteigen, strauchelte aber und fiel mit ausgestreckten Armen in den Zug. Schnell stand er wieder auf, ging in das Abteil, als wäre er nie gefallen und schaute mit einem Grinsen zum Bahnsteig, wo er gerade noch Güntermanns Kopf im Treppenloch verschwinden sah. Niedergeschlagen setzte er sich, mit dem Gefühl, dass er sich wie ein Idiot benommen hatte, und betrachtete seine Hände. Sie brannten und waren schwarz vor Dreck, aber er war zu müde, um sich darüber in diesem Moment Sorgen zu machen.

*Übersetzung: Bettina Anhuth, Kerstin Kamp, Simone Schmid,
Frederike Vollmer und Anne Wolters*



Interview mit Lousje Voskuil-Haspers über *Het Bureau*, Nicolien und das Zusammenleben mit einem arbeitswütigen Schriftsteller

Wie lebt es sich mit einem Mann, der gerade dabei ist, den dicksten Roman aller Zeiten zu schreiben? Wie sieht der Tagesablauf in einem solchen Haushalt aus? Wie hoch muss man sich den Manuskriptstapel eines 5000-Seiten-Werks vorstellen? Und ist es nicht schwer, eine berühmte Romanfigur zu sein – eine, die überdies nicht eben positiv gezeichnet ist? Um diese und weitere Fragen ging es in einem amüsanten Gespräch mit Lousje Voskuil-Haspers, Witwe des im Jahre 2008 verstorbenen Autors J.J. Voskuil, das der Übersetzer Gerd Busse mit ihr im Rahmen der Veranstaltung „*Het Bureau* – Chancen einer deutschen Übersetzung“ am 12. Januar 2010 im Haus der Niederlande in Münster führte.

*Lousje, ist es Dir nicht manchmal ein bisschen peinlich, wenn wieder einmal so eine Stelle aus *Het Bureau* zitiert wird, wo sich Nicolien als wahrer Ehedrachen entpuppt, der ihrem Maarten – der es ja auf der Arbeit auch schon nicht eben leicht hat – das Leben zu Hause auch noch unnötig schwer macht?*

Ja, ich finde es tatsächlich ein bisschen peinlich, wenn ich das jetzt so höre, weil meist nur solche Szenen Eingang in den Roman gefunden haben, in denen ich mich mit meinem Mann streite. Dabei hatten wir eine sehr glückliche Ehe und haben uns gar nicht so oft gestritten. Eigentlich haben wir uns nur gestritten, wenn es um die Arbeit ging, wenn mein Mann zum Beispiel befördert wurde, eine Gehaltserhöhung oder einen neuen Mitarbeiter bekam, der seine Position bedeutender machte. Denn ich wollte, dass er ein kleiner Beamter bleibt, der wenig Geld verdient. Als wir beide noch jung waren, hatten wir uns gegenseitig versprochen, dass wir kleine, einfache Leute bleiben wollten, mit einem niedrigen gesellschaftlichen Status. Als mein Mann dann im Büro anfang, dachte ich: Na ja, das ist in Ordnung, er sitzt an seinem Schreibtisch, schreibt etwas und verdient damit wenig Geld. Es war ja eine sehr niedrige Position, nur eine kleine Stufe über dem Hausmeister. Wenn er in dieser Position geblieben wäre, hätte es niemals Streit zwischen uns gegeben.

Ja, aber leider – und zum Glück für uns Leser – ist es dann anders gekommen. Den Rest des Dramas kann man in Het Bureau nachlesen.

In der Tat. Er wurde Abteilungsleiter und stieg immer weiter auf. So hatten wir es natürlich nicht verabredet, und ich fühlte mich ein wenig verraten. Im Übrigen fand mein Mann – bzw. Maarten Koning – es genauso furchtbar, dass er seine bescheidene Position im Büro nicht beibehalten konnte. Nicolien ist damit auch so etwas wie sein schlechtes Gewissen. Die beiden hatten eine klare Verabredung getroffen, und Nicolien fand, dass ihr Mann diese Verabredung gebrochen habe. Aber wenn Nicolien sich dauernd mit Maarten streitet, ist das nur ein Ausschnitt aus der Wirklichkeit. Sie kommt im Roman nur zu Wort, wenn Reibung entsteht. Dann ist sie immer schrecklich böse. Die Folge war, dass die Leser dachten, dass ich, wie Nicolien, immer nur streite. Mit diesem Image bin ich natürlich nicht so glücklich. Denn die meiste Zeit saßen Han und ich gemütlich zusammen, hörten uns Musik an oder haben gegessen, was ich uns Leckeres gekocht hatte. Aber Hans Standpunkt war: „Ich werde doch nicht schreiben, dass Nicolien sagt: Was sitzen wir hier doch gemütlich zusammen! Oder: Wie schön doch die Sonne gerade scheint. Das ist doch nicht interessant.“

Sind Lousje, die Frau des Autors, und Nicolien, die weibliche Hauptfigur des Romans, ein und dieselbe Person?

Ja, Lousje und Nicolien sind ein und dieselbe, aber was im Roman beschrieben wird, ist nur ein kleiner Teil unserer Ehe gewesen.

Der unglückliche Teil?

Nein (*lacht*), ich würde es nicht gleich „unglücklich“ nennen. Es war aber das Thema, bei dem es besonders viel Reibung zwischen uns gab.

Het Bureau umfasst gut 5.000 Buchseiten. Wie hat Han das alles geschrieben? Auf dem Computer, auf der Schreibmaschine oder gar mit Hand?

Er hat alles auf der Schreibmaschine geschrieben, auf der Rückseite alter Sitzungsprotokolle und Mitteilungen des Meertens Instituut, also des „Büros“ aus dem Roman.

Wie hoch war der Manuskriptstapel schließlich, als er fertig war? Einnen Meter? Anderthalb?

Das weiß ich nicht genau, aber er war sehr hoch. Als Wouter van Oorschot, der Verleger, kam, um das Manuskript bei uns abzuholen, ist er mit zwei prall gefüllten Taschen an seinem Fahrrad abgezogen, und auf den Gepäckträger hatte er auch noch einen Stapel geklemmt. (*Lacht*) Er konnte damit auf seinem *fiets* kaum das Gleichgewicht halten, und wir hatten schon Angst, dass er geradewegs in die Gracht fährt.

Wo befindet sich das Manuskript heute? Liegt es immer noch beim Verlag?

Nein, das liegt hier bei mir zu Hause.

War Han von Anfang an klar, dass Het Bureau diesen Umfang annehmen würde?

Nein, das hat er nicht gewusst. Ihm war klar, dass es dick werden würde, weil er natürlich alles aufschreiben musste, was er im Büro erlebt hatte, aber dass es einmal *so* dick werden würde, hat er wohl selbst nicht geahnt.

Dein Mann hat etwa viereinhalb Jahre lang, genauer gesagt, vom 7. September 1990 bis zum 26. Januar 1995, an seinem Roman Het Bureau geschrieben. Wie sah in dieser Zeit ein typischer Tagesablauf im Hause Voskuil aus?

Er arbeitete den ganzen Tag daran, auch am Wochenende. Manchmal sind wir zwischendurch spazieren gegangen oder haben eine kleine Fahrradtour gemacht, aber ansonsten hat er nur geschrieben. Meist ging er morgens erst eine Stunde spazieren und setzte sich dann gegen zehn Uhr an den Schreibtisch, wo er bis fünf Uhr an seinem Roman schrieb, mit einem kurzen Mittagessen zwischendurch. Er schrieb den ganzen Tag, bis er fertig war und wir uns dann über den Schnaps hermachen konnten – aber das kennt man ja alles auch schon aus *Het Bureau* (*lacht*). Nach dem Abendessen – ich habe immer für ein leckeres Essen gesorgt – hat er dann nicht mehr so viel an dem Buch gearbeitet.

Warst Du nicht ein bisschen enttäuscht, dass sich dein Mann, kaum dass er endlich pensioniert war und mehr Zeit für Dich gehabt hätte, an den Schreibtisch setzt, um den dicksten Roman aller Zeiten zu schreiben?

Nein, denn es tat ihm gut zu schreiben. Mir war die ganzen Jahre natürlich nicht entgangen, dass er mit seinem Beruf sehr unglücklich war. Nach seiner Pensionierung im Jahre 1987 ging er noch ein paar Mal in sein altes Institut, und er bemerkte, dass er von seinen ehemaligen Kollegen nicht besonders freundlich empfangen wurde. Das hat ihn sehr getroffen, weil er immer gedacht hatte, in seinen Kollegen eine Gruppe zu haben, die solidarisch zusammensteht. Plötzlich merkte er, dass diese Gruppe gar nicht so solidarisch war. Das erstaunte, ja, erschreckte ihn förmlich. Er hatte die Situation also die ganze Zeit über völlig falsch beurteilt. Und das weckte in ihm dann das Bedürfnis, es aufzuschreiben.

Es gibt im letzten Band des Romanzyklus eine Episode, in der Maarten Koning nach seiner Pensionierung ins Büro kommt, wo man ihm noch einen Schreibtisch belassen hat ...

... und dieser Schreibtisch eines Tages nicht mehr da war, ohne dass man ihm vorher mitgeteilt hatte, dass man ihn abbauen würde. Das hat ihn damals sehr deprimiert und ihn dazu angetrieben, aufzuschreiben, wie es dazu kommen konnte. Eigentlich ist es dieselbe Reaktion, die er auch schon auf seine Studentenzeit gezeigt hat und die dann zum Roman *Bij nader inzien* [Bei näherer Betrachtung] führte. Auch bei seinen Freunden aus Studientagen hatte er geglaubt, dass es sich um eine solidarische Gruppe handeln würde – bis er irgendwann merkte, dass er sich getäuscht hatte.

Der Roman enthält zahlreiche Passagen, die – weil sie in Deutschland spielen oder darin deutsche Protagonisten auftreten – in einem sehr passablen Deutsch geschrieben sind. Hat Dein Mann diese Sprache so gut beherrscht, oder hat ihm jemand dabei geholfen?

Mein Mann hat sehr gut Deutsch gesprochen, aber wenn er nach Deutschland musste, um zum Beispiel Vorträge zu halten, hat er einen Kollegen gefragt, ob er sein Deutsch kontrollieren könnte. Dieser Kollege hatte Germanistik studiert und seine Frau war eine halbe Deutsche. Manche dieser Vorträge finden sich jetzt in Auszügen in *Het Bureau*. Doch dieser Kollege hat nicht die deutschen Passagen im Roman kontrolliert, dafür hat mein Mann einen deutschen Bekannten

um Hilfe gebeten. Ich kann mich aber nicht mehr an den Namen erinnern.

Im Frühjahr 2009 ist posthum der Roman Binnen de Huid (etwa „In der eigenen Haut“), erschienen. Gibt es noch weiteres, bisher unveröffentlichtes Werk?

Ja, das gibt es. Es ist aber sehr viel weniger umfangreich als die vorangegangenen Bücher, eine Art Roman, der zum großen Teil aus Gesprächen zwischen meinem Mann und mir besteht, also zwischen Maarten und Nicolien, in denen es um sehr grundsätzliche Meinungsverschiedenheiten über moralische Dinge geht – noch extremer als in *Het Bureau*.

Darin geht es sicher wieder hoch her.

(*Lacht*) Ja, darin geht es wieder hoch her. Aber vor allem ist es – wie alles, was Han geschrieben hat – sehr persönlich. Nicht nur, was seine eigene Person und mich angeht, sondern auch, was andere Personen betrifft, die darin vorkommen. Viele von diesen Personen leben noch, und es wäre für die meisten von ihnen wahrscheinlich zu peinlich, wenn sie lesen müssten, was dort über sie geschrieben steht. Deshalb habe ich beschlossen, mit der Veröffentlichung noch ein paar Jahre zu warten, bis diese Personen nicht mehr leben.

Wann spielt dieser Roman zeitlich?

In den 1990er Jahren, also nach der Pensionierung. Das Büro spielt darin also eigentlich keine Rolle mehr. (*Lacht*) Jetzt habe ich doch schon wieder mehr verraten, als ich eigentlich wollte.

Was ist mit den Tagebüchern, auf denen Het Bureau in wesentlichen Teilen beruht? Werden sie eines Tages veröffentlicht?

Wenn ich sterbe, gehen die Tagebücher ans Literaturmuseum in Den Haag, wo sie zehn Jahre lang unter Verschluss gehalten werden müssen. Danach dürfen sie eingesehen werden, und Wouter van Oorschot darf sie, wenn er es denn will, veröffentlichen.

In Het Bureau tauchen eine Menge ehemaliger Kollegen Deines Mannes auf, und zwar so, wie er sie erlebt hat, d.h. mit allen positiven, vor allem aber negativen Seiten. Wie haben sie eigentlich auf die Veröffentlichung des Romans reagiert?

Das war ganz unterschiedlich. Viele haben gar nicht darauf reagiert – jedenfalls nicht persönlich, das heißt meinem Mann gegenüber –, andere sind an die Öffentlichkeit gegangen und zum Beispiel in Talkshows im Fernsehen aufgetreten. Und es hat eine große Diskussion darüber gegeben, ob man das Meertens Instituut nicht schließen sollte, weil dort ja doch nur Unsinn getrieben wird. Das Institut hat sich öffentlich verantworten müssen. Aber das war wohl alles nicht ganz ernst gemeint. Das Institut ist, glaube ich, sogar ein bisschen stolz auf die eigene Rolle im Roman. So hat der Direktor des Meertens Instituut zum Beispiel eine *Het Bureau*-Stadtwanderung organisiert, die auch an unserer alten Wohnung an der Lijnbaansgracht und der an der Herengracht, wo ich jetzt wohne, vorbeiführte.

Aber es stimmt: Personen, die in *Het Bureau* auftauchen, fühlen sich oft sehr negativ dargestellt. Das liegt auch daran, dass Han oft besonders die Reibungen zwischen Menschen interessiert hat, und das ist ja selten sehr positiv. Aber es gibt im Roman auch viele Stellen, wo es nett zugeht, wo eine freundliche Atmosphäre herrscht.

Klingeln Leser eigentlich manchmal bei Dir zu Hause, um sich die private Umgebung Maarten Konings anzusehen, die im Roman so ausführlich beschrieben wird?

Nein, die niederländischen Leser sind da sehr zurückhaltend. Sie klingeln höchstens einmal an und bitten um ein Autogramm von mir, aber auch das kommt sehr selten vor. Weil wir mit unserer Adresse im Telefonbuch stehen, haben wir aber viel Post bekommen, und das ist ja auch eine Art Besuch. Vielen Lesern hat Han mit *Het Bureau* einen großen Dienst erwiesen, und das haben sie ihn dann auch wissen lassen.

Wenn Du auch einen Roman schreiben müsstest, worüber würde er handeln?

(Lacht) Ich habe kein Bedürfnis, einen Roman zu schreiben, und schon gar nicht einen so dicken Roman wie *Het Bureau*. Das einzige, was ich in meinem Leben geschrieben habe, sind Leserbriefe in der Zeitung, oft solche, in denen es um politische Dinge ging.

Gerd Busse

Eine Übersetzung wie ein Schrank – Bemerkungen zur Übersetzung des Romans *Het Bureau* von J. J. Voskuil¹³

„Ich kann nicht verstehen, dass ein Buch, dessen Wortschatz dreihundert Wörter nicht übersteigt, bei uns als große Literatur gefeiert wird“, sagte der Schriftsteller Adriaan van Dis einmal etwas abschätzig über die Qualitäten des 5.000-Seiten-Opus *Het Bureau* von J.J. (Han) Voskuil. Zwar ist dies leicht übertrieben – der Wortschatz Voskuils ist reicher, als von van Dis unterstellt –, doch im Kern hat er Recht: *Het Bureau* ist ein Roman, der ohne jede Prätention und in einer ganz einfachen Sprache geschrieben ist, die manchmal wie in Stein gemeißelt wirkt und dennoch von erstaunlicher Kraft ist.

Was *Het Bureau* zu großer Literatur macht, ist das Leben und Arbeiten in einer Welt, die undurchschaubar bleibt, keinen Sinn ergibt und auch keine Solidarität kennt. Man könnte sagen, dass *Het Bureau* eine einzige große Meditation über die Bestimmung des Menschen und den Sinn des eigenen Tuns und Strebens ist, literarisch zum Leben erweckt in der Gestalt Maarten Konings, „wissenschaftlicher Beamter“ an einem kleinen, halbvergessenen Volkskunde-Institut in Amsterdam. Erzählt wird das Ganze dabei so unterhaltsam und eindringlich, dass der Autor rasch ein riesiges Leserpublikum für seine Lebensbeichte fand – während der Erscheinungsjahre des Romans sprach man sogar von einer regelrechten „Bureau manie“, die unsere niederländischen Nachbarn erfasst habe. In vielen niederländischen Betrieben und Organisationen kam es zur Gründung von Fangruppen, von denen zumindest eine, die aus Nijmegen, ein eigenes Buch veröffentlichte, das sie dem Autor feierlich bei seinem Auftritt in der dortigen Stadsschouwburg überreichte.¹⁴

Diese Wirkung auf sein Publikum verdankt der Roman jedoch nicht nur seinem Thema, der Schilderung eines für den Leser wiedererkennbaren Büroalltags mit seinen sozialen Beziehungen, den endlosen Besprechungen und dem oft sinnfreien Treiben zwischen Ein-

13 Mit Dank an Ludger Busse und Claudia Zippan.

14 *Een zondagmiddag met J.J. Voskuil. 27 meest academische reacties op Het Bureau. Ter gelegenheid van de ontmoeting van J.J. Voskuil met zijn lezers op 31 januari 1999 in de Stadsschouwburg te Nijmegen.* Boekhandel Roelants, Nijmegen 1998.

gangs- und Ausgangskörbchen. Die Wirkung besteht auch und gerade in der schlichten, ungekünstelten Sprache, mit der diese Welt in Szene gesetzt wird. Doch wie übersetzt man einen Roman wie *Het Bureau* so, dass er auf deutsche Leser eine ähnlich starke Anziehungskraft ausübt wie auf niederländische?

Die wichtigste Regel für den Übersetzer findet sich vielleicht in *Het Bureau* selbst. Dort heißt es in einer Entgegnung Maarten Konings auf die Frage des Institutsdirektors Beerta, ob er sich die neue Stelle in seinem Büro auch zutraue: „Ich werde meine Sache so gut machen, wie es mir möglich ist. So wie ein Tischler einen Schrank macht.“ So könnte man auch *Het Bureau* übersetzen: wie ein Tischler einen Schrank macht. Es bedeutet, dass man nach einer Vorlage arbeitet, die es – mit den zur Verfügung stehenden Materialien – möglichst originalgetreu zu kopieren gilt. Doch die Kopie muss am Schluss nicht nur aussehen wie das Original, sondern sie muss auch so funktionieren.

Aber geht das so einfach? Der seit Jahren in Amsterdam lebende deutsche Verleger Christoph Buchwald, ehemals Verlagsleiter bei Suhrkamp und zu Hause selbst mit einer Voskuil-süchtigen Schwiegermutter geschlagen, meinte in einem Interview im *NRC Handelsblatt*: „Ich bezweifle, ob die Anspielungen Voskuils auf die niederländische Büromentalität beim Publikum in Deutschland ankommen. Natürlich kennen auch wir Zimmerpflanzen, das berühmte ‚kopje koffie‘, jede Menge bürokratischer Regelungen und den Geruch von Schweiß und Linoleum, aber ich weiß nicht, ob man solcherart Literatur übersetzen muss.“¹⁵ Und auch der Kolumnist und Literaturkritiker Max Pam ist skeptisch: „Übersetzen muss [...] eine mühsame Angelegenheit sein“, glaubt er und kommt zu dem Schluss: „*Het Bureau* scheint mir ein Meisterwerk, das nur in Holland begriffen werden kann.“¹⁶

Lässt *Het Bureau* sich also doch nicht so einfach übersetzen wie man einen Schrank tischlert? Haben Buchwald und Pam vielleicht sogar Recht damit, dass deutsche Leser den Roman nicht verstehen können, weil er in den Niederlanden spielt und sich auf niederländische Realitäten bezieht? Ich glaube nicht. Denn ein solches Argument ließe sich schließlich gegen jeden Roman anführen, der aus einer anderen Sprache – und damit aus anderen kulturellen Zusammenhängen – ins Deutsche übertragen wird. Ein englischer Roman, in dem Tee getrunken wird und die Autos links fahren, löst schließlich auch keine Irritationen aus.

15 HOENJET, H., *Voskuil moet je niet in het Duits vertalen. Uitgever Christoph Buchwald over Nederlandse auteurs in Duitsland*, in: *NRC Handelsblad*, 15. Okt. 1999.

16 PAM, M., „Het Bureau 7“, in: *HP/De Tijd*, 21. Nov. 2000.

So ist es auch mit *Het Bureau*. Zwar weisen die Schilderungen des niederländischen Büroalltags eine Reihe von bisweilen skurrilen Eigenarten auf, doch sie stellen an keiner Stelle ein wirkliches Hindernis für das Verständnis der Handlung dar. Sie sorgen im Gegenteil für den notwendigen Schuss Exotik und dienen dem Übersetzer als willkommene Gelegenheit, den Leser daran zu erinnern, dass er sich in einem *niederländischen* Roman befindet. Das eigentliche Thema des Romans, die moderne Arbeitswelt mit ihrem sozialen Beziehungsgeflecht, ist ohnedies so universell, dass sich jeder Leser – Niederländer oder nicht – vor dem Hintergrund seiner eigenen Lebenserfahrung darin wiederfinden kann.

Etwas schwieriger, wenn auch ebenfalls keineswegs unmöglich, ist es hingegen, die niederländische *kantoortaal* in eine deutsche Bürosprache zu übertragen. Hier ist Fingerspitzengefühl gefragt, wenn bei einer typisch niederländischen Wendung eine Entsprechung im Deutschen gefunden werden muss, die inhaltlich dasselbe bedeutet, auf derselben Stilebene angesiedelt ist und sich bei der Übersetzung nicht zu weit vom Original entfernt. Doch das zu erkennen und umzusetzen ist übersetzerisches Handwerk und kein Geniestreich.

Oft sind es Nuancen, die dem Gesagten ihre besondere Aussage geben. Mühe bereiten dabei vor allem zeitgebundene, oft jugendsprachliche Ausdrücke. Ein Beispiel hierfür ist das von Voskuil gern benutzte Wort *mieters*, das soviel wie „toll“, „prima“ oder „klasse“ bedeutet, aber eine leicht sexuelle Konnotation hat. Es ist abgeleitet von *sodemieter*, Einwohner der Stadt Sodom – bekanntlich Anhänger „widernatürlicher“ Sexualpraktiken – und würde sich im Deutschen wohl am ehesten mit „geil“ übersetzen lassen. Das Problem ist jedoch, dass *mieters* ursprünglich ein Wort aus den 1920er Jahren ist, das inzwischen reichlich altmodisch wirkt und fast ausgestorben ist (dank *Het Bureau* allerdings ein Revival in der niederländischen Sprache erlebt hat). Und solange man als Übersetzer nicht weiß, ob zu Zeiten des jüngeren Maarten Konings, d.h. in den 1950er und 60er Jahren, auch in Deutschland bereits von einer „geilen Sache“ gesprochen wurde, sollte man es vielleicht bei einem neutralen Wort wie „toll“ oder „klasse“ belassen.

Fingerspitzengefühl erfordern auch gewisse sprachliche Marotten der Romanfiguren, die diese auch charakterisieren. Da gibt es etwa die mit vielen Frage- oder Ausrufezeichen versehenen Temperamentsausbrüche Nicolien, die mürrisch-knappe Redeweise des späteren Institutsleiters und Beerta-Nachfolgers Balk, das entrüstete Stottern Freek Matsers, die ewig gleichen Wendungen der Kommissionsvorsitzenden Kaatje Kater („Hört, hört!“) oder die pedantisch-präzise Ausdrucksweise des Koning-Mitarbeiters Bart Asjes („Dagegen möchte ich doch

ernsthaft Widerspruch anmelden.“). Denn hier zeigt sich eines der eher praktischen Probleme bei der Übersetzung. Es hat damit zu tun, dass es sich bei *Het Bureau* um einen Schlüsselroman handelt – das heißt, alle Figuren, die darin auftauchen, haben ihre Vorlage im realen Leben. Deshalb kann es nicht schaden, wenn man sich als Übersetzer auch mit den *realen* Personen beschäftigt, die den Voskuil’schen Bürokosmos bevölkern haben und ihn zu seinem Roman inspirierten. Für das bessere Verständnis des Textes lohnt es sich, mehr über sie herauszufinden: Wer sie waren (oder sind), wie sie aussahen und, vor allem, wie sie sprachen und sich gaben.¹⁷

Solange der Autor noch lebte, konnte man ihn selbst fragen, und er gab bereitwillig Auskunft, wie sich jemand bewegte, wie er auf seine Außenwelt wirkte und wie er sich ausdrückte. Das ist jetzt natürlich nicht mehr möglich, doch zum Glück gibt es noch genug lebende Personen aus dem Roman, die man befragen kann. Eine Reihe der Romanfiguren sind auch in Talkshows im niederländischen Fernsehen aufgetreten (etwa Balk und Ad Muller)¹⁸ oder kamen in Fernsehdokumentationen über *Het Bureau* ausführlich zu Wort (u.a. Dé Haan und Koos Rentjes).¹⁹ Manche von ihnen haben sogar über *Het Bureau* und ihre Rolle darin geschrieben (z.B. Engeliën Jansen²⁰ oder Flip de Fluiter²¹).

Was für die Personen gilt, trifft auch auf die Örtlichkeiten zu. Google Maps oder ein Stadtplan helfen, sich mit Maarten Koning zurechtzufinden, wenn er einmal wieder kreuz und quer durch Amsterdam läuft, seine Feldstudien draußen auf dem Land betreibt oder zu einer der gefürchteten Konferenzen im Ausland aufbricht. Auch der

17 So gibt es auf der Website des Meertens Instituut beispielsweise eine Tonaufnahme von P.J. Meertens (alias Anton Beerta): <http://www.meertens.knaw.nl/cms/nl/downloads-othermenu-124/134250?task=view>.

18 VPRO, *De Plantage: De collega’s van Voskuil*. Moderiert von Hanneke Groenteman, ausgestrahlt am 27. Mai 2000 im niederländischen Fernsehen; siehe auch das Video mit Aufzeichnungen von Interviews mit J.J. Voskuil und seiner Frau Lousje aus den Jahren 1997-1999, geführt im Rahmen der Talksendung *De Plantage* mit Hanneke Groenteman: VPRO, *De Plantage: Voskuil in de Plantage*. Video, ISBN 90-6727-034-2.

19 VPRO: *Over Het Bureau / Meertens Instituut*, ausgestrahlt am 15. Juni 1998 im niederländischen Fernsehen.

20 GERRITSEN, M., *Het perspectief van de romanfiguur*, in: *Een zondagmiddag met J.J. Voskuil*, a.a.O.

21 STROOP, J., *Het andere Bureau*, in: *BN/De Stem*, 17. Nov. 2000.

Het Bureau-Stadtführer von Onno-Sven Tromp leistet hier gute Dienste.²²

Bei den Gebäuden und Räumlichkeiten selbst, in denen das Gros der Handlung spielt, ist es schwieriger, an die notwendigen Informationen zu gelangen. Das alte Büro aus Band 1 und 2 – das „Trippenhuis“, das auch den Umschlag des Romans ziert – ist öffentlich ebenso wenig zugänglich wie das „neue“ (Band 2 bis 7), so dass sich beide Gebäude nur von außen besichtigen lassen. Doch es gibt einen Film, der im Zuge des *Het Bureau*-Hypes in den Niederlanden entstanden ist und das reale Büro, das Meertens Instituut, kurz vor seinem neuerlichen Umzug im Jahre 1998 zeigt.²³ Aus den Bildern gewinnt man einen kleinen Eindruck, wie es dort zu Zeiten Voskuils ausgesehen haben muss.²⁴ Und schließlich hat der Autor selbst einmal Grundrisse der beiden Standorte angefertigt – für die Hörspielfassung von *Het Bureau* und mit einer ausführlichen Legende, in der er erläutert, wo es geknarrt, gequietscht und geklickt hat, und in welchen Räumen es hallte, wenn gesprochen wurde.

Als Übersetzer hat man manchmal das Vergnügen, bei einem Autor zu Hause eingeladen zu sein und sozusagen einen Blick in die literarische Küche werfen zu können – bei Voskuil war es gleich ein doppeltes Vergnügen. Denn so wie das Büro ist auch der zweite große Handlungsort im Roman nach dem Leben gezeichnet: die Wohnung des Autors in der Herengracht in Amsterdam. Ist man dort zu Besuch, bewegt man sich gewissermaßen in der Romankulisse und gewinnt so eine Vorstellung von Ambiente, Atmosphäre und Entfernungen. Außerdem lassen sich dabei – für einen Übersetzer manchmal so überaus wichtige – Fragen klären wie die nach der im Roman erwähnten Kaminverkleidung oder ob es sich bei den beschriebenen *stoelen* um „Stühle“ oder „Sessel“ handelt. Geht es um die erste, im Roman ebenfalls prominent vertretene, Wohnung in der Lijnbaansgracht in Amsterdam, kann man die Witwe des Autors, Lousje Voskuil-Haspers, fragen, nimmt den oben bereits erwähnten, für das Hörspiel erstellten, Grundriss zur Hand oder liest einfach die Glosse des NRC-Kolumnisten und *Het Bureau*-Fans Frits Abrahams dazu nach.²⁵

22 TROMP, O.-S., *Wat doe jij in mijn stad? Een literaire wandeling door het Amsterdam van J.J. Voskuil*. Uitgeverij Bas Lubberhuizen, Amsterdam 2000.

23 VPRO: *Over Het Bureau / Meertens Instituut*, a.a.O.

24 Auf der Homepage des Meertens Instituut findet sich zudem ein „virtueller Spaziergang durch *Het Bureau*“: <http://www.meertens.knaw.nl/het.bureau/index.html>.

25 ABRAHAMS, F., *Lijnbaansgracht 84*, in: *NRC Handelsblad*, 6. Mai 2008.

Aber vor allem ist es immer wieder die Sprache selbst, die zu schaffen macht. So ist es nicht leicht, in der Übersetzung immer den knappen, lakonischen Duktus zu treffen, in dem der Roman gehalten ist. Denn manchmal ist dieser Duktus so knapp und so lakonisch, dass die Sätze nur schwer ins Deutsche zu transportieren sind: Wortwiederholungen, unverbundene Aufzählungen, falsche Vorzeitigkeiten – alles, was im Deutschen (und eigentlich auch im Niederländischen) verpönt ist (dort allerdings eher toleriert wird als bei uns). Man kann den Text natürlich glätten, doch, so meine Erfahrung, man tut ihm letztlich keinen Gefallen damit. Denn dieser Stil ist ebenso gewollt wie prägend für *Het Bureau* und macht einen wesentlichen Teil seiner Wirkung aus. Deshalb sollte sich die Übersetzung eng an das Original halten – auch wenn man in der Ferne schon das Gezeter der Lektorin hört – und im Zweifelsfall eine ebenso typische wie obskure Personenbeschreibung wie: „*Zij had een hysterisch gezicht*“ mit „Sie hatte ein hysterisches Gesicht“ übersetzen.

Ansonsten ist die Übersetzung von *Het Bureau* reines Handwerk – wie das Bauen eines Schrankes. Man folgt dem Grundsatz: „Übersetzen, was dort steht“, überlegt sich vorher gut, welches Stilregister benutzt werden soll, und – vor allem – legt ein Wörterbuch über die Entsprechungen bestimmter Begriffe oder Wendungen an. So hat man dann irgendwann eine Art Nachschlagewerk, das einem – bei einem Projekt von immerhin über fünftausend Seiten! – viel Denk- und Sucharbeit ersparen kann.

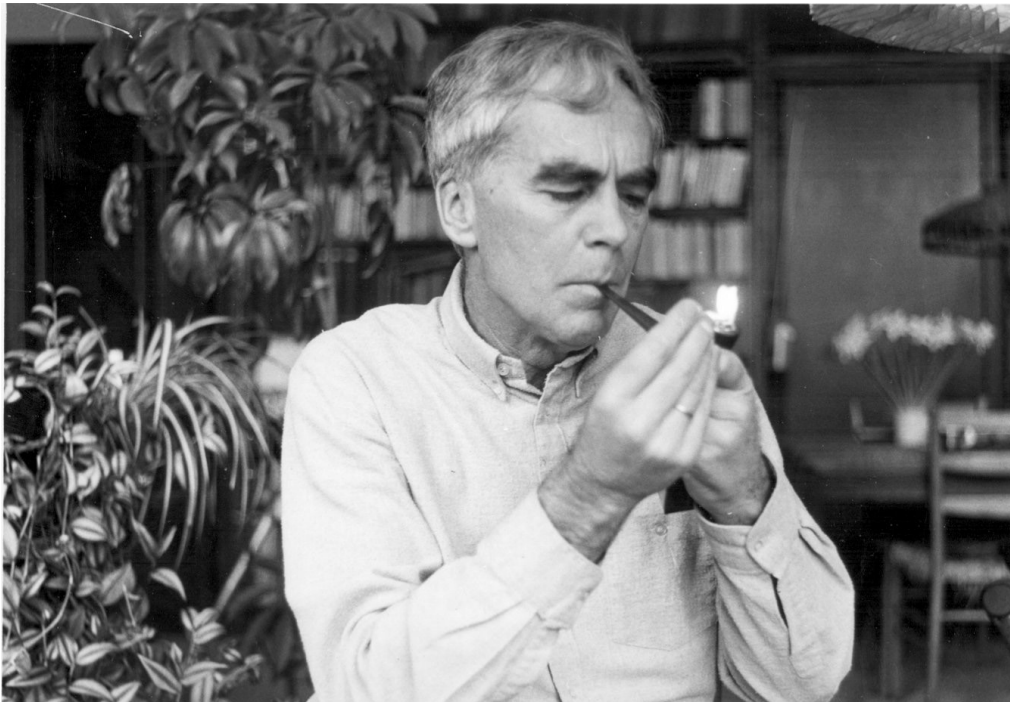
Und manchmal darf der Übersetzer sich nicht nur als Handwerker, sondern sogar ein wenig als Künstler fühlen und selbst etwas aus dem Text machen, etwa wenn es, wie im folgenden Beispiel, um eine Dialektpassage geht:

„Ach, Sei sünd all dor“, sagte sie. Ihr Kopf wackelte ein bisschen. Sie ging vor ihnen zum Wohnzimmer. „Schall ick eerst maol 'n Tass' Tee maoken?“, fragte sie, als sie sich hingesetzt hatten. Die Geräusche aus der Küche und das Ticken der Pendeluhr auf dem Kamin vertieften die Stille im Haus. Auf dem Tisch, der mit einer dunkelgeblühten Plüschdecke bedeckt war, lag ein aufgeschlagenes Heft. „Das ist sechzig Jahre alt“, sagte Kroezenkamp gedämpft. Maarten stellte das Tonbandgerät auf einen Stuhl und schloss das Mikrofon an. Er suchte eine Steckdose und fand sie in einer Ecke, neben dem Teetisch, einem altmodischen Tischchen auf geschwungenen, dunkelbraunen Beinen. Während er damit beschäftigt war, kam die Frau mit der Teekanne herein und stellte sie auf ein Stövchen. „Dat is noch oltmäudschk“, sagte Kroezenkamp, als sie eine Schale mit Bonbons aus dem Schrank holte. Dort, wo Maarten saß, konnte er die Pforte sehen. An der Wand stand ein Schreibsekretär mit Rollverschluss, auf dem sich Schreibgerätschaften und ein Pfeifenständer mit Pfeifen befanden. „So“, sagte die Frau, während sie sich an den Tisch hinter das

aufgeschlagene Heft setzte. „Un nu laot ick dei Leitung an Herrn Kroezenkamp äöwer.“ Sie sah ihn an. „Ick draff doch woll Platt schnacken?“

Leser aus dem Südoldenburgischen werden es vielleicht erkannt haben: Es ist der hochdeutsch aufgehübschte, plattdeutsche Dialekt der Gegend um Vechta und Cloppenburg, der der Dame hier in den Mund gelegt wird.

Voskuil zu übersetzen ist also keine ganz leichte Aufgabe. Doch die Mühen werden bei weitem durch das Vergnügen aufgewogen, das man daran haben kann, ein Werk wie *Het Bureau* in die eigene Sprache zu übertragen. Und letztlich sollte man sein Tun nicht so ernst nehmen, sondern es als großen Spaß betrachten. Denn wenn *Het Bureau* eine beherzigenswerte Botschaft enthält, ist es die, die Maarten Koning seinem Untergebenen Ad Muller gleich zu Dienstantritt mit auf den Weg gibt: „Wenn der Minister hier hereinkäme und sagen würde: ‚Herr Koning, was tun Sie hier eigentlich?‘, würde ich ihm antworten: ‚Nichts, Exzellenz! Meine Arbeit ist vollkommen sinnlos und ohne jeden Wert.‘“



Arjan Peters

Einsicht ist die einzige Freiheit: Eine Erkundungsreise durch *Het Bureau*

In Besprechungen niederländischer Romane tauchen von Zeit zu Zeit die Begriffe „Elfenbeinturm“ und „O-Töne von der Straße auf. „Nabelschau“ und „soziales Engagement“ – noch so ein Begriffspaar der Extreme, das in polemisch gefärbten Aufsätzen regelmäßig auftaucht. Das Häusliche wird der Großstadt gegenübergestellt, Beziehungs- den Generationsproblemen bzw. den Problemen der großen, weiten Welt. Man kann diese Reihe nach Belieben fortsetzen, ohne dass sich der fragliche Gegensatz in seinem Wesen ändert.

Obwohl jeder, der sich mit Literatur auskennt, weiß, dass die Entscheidung eines Autors für ein bestimmtes Thema noch lange keine Erfolgsgarantie bietet, sondern stets Aufbau und Stil den Ausschlag geben, wird der Einfachheit halber an der oben erwähnten Trennungslinie als Norm festgehalten. Niederländische Literatur, im schlechtesten Sinn des Wortes, erzählt von einer Hauptperson, deren Blick über das eigene Ich und die Beziehungen zur unmittelbaren häuslichen und beruflichen Umgebung nicht hinausreicht.

Echte Literatur, so die dahinter liegende Vermutung, erzählt etwas über die Zeit, in der die Person lebt. Sie prangert an, richtet sich nicht an Sonderlinge, die in Dachkammern hausen, sondern spricht große Mengen an Lesern an (Jugendliche!), die quasi in einem Schlafsack vor der Buchhandlung liegen und auf das Erscheinen dieses weltbewegenden, da „un-niederländischen“, Buches warten.

In der niederländischen Literatur hat seit zehn Jahren kein Projekt soviel Aufsehen erregt wie *Het Bureau* – „Das Büro“ –, ein Roman, der allerdings in mancherlei Hinsicht als typisch niederländisch gelten kann. Ein Mann geht dreißig Jahre lang zu seiner Arbeit und hat zu Hause ständig Streit; der Autor, J. J. (Han) Voskuil, zeichnet das, was ihm widerfährt, mit einer Nüchternheit auf, die bar jeglichen Vorstellungsvermögens zu sein scheint. Und ausgerechnet dieser Zyklus, bestehend aus sechs faustdicken Bänden und einem schmalen Schlussband, hat das Volk in Scharen in die Buchhandlungen getrieben. Bis zum gegenwärtigen Zeitpunkt wurden 350.000 Exemplare verkauft. Allein deshalb schon verdient dieses Riesenprojekt nähere Betrachtung.

Was ist das Geheimnis des Erfolgs von *Het Bureau*? Denn es ist ein wenig unbefriedigend, dies ausschließlich durch den „Wiedererken-

nungseffekt“ zu erklären. Zwar gehen viele Menschen tagtäglich einer Bürotätigkeit nach, und viele von ihnen werden, wenn man sie fragen würde, eingestehen müssen, dass sich ihnen nicht immer der Sinn ihrer Tätigkeit erschließt. Doch Voskuil hat etwas mit seiner Erfahrung *gemacht*, so dass Hunderttausende eine wahre Sucht nach den Erlebnissen Maarten Konings entwickelt haben, der zwischen 1957 und 1987 als „Wissenschaftlicher Beamter“ an einem volkskundlichen Institut beschäftigt war. Das P. J. Meertens Instituut in Amsterdam, das Modell für „Das Büro“ gestanden hat, ist durch den Roman von J.J. Voskuil eine nationale Berühmtheit geworden.

Um zu zeigen, wie Voskuil zu Werke geht, möchte ich etwas mehr über den fünften Band von *Het Bureau* erzählen, dem Zyklus über den Volkskundler Maarten Koning.

„Das ist nicht mehr meine Zeit“, konstatiert Maarten Koning im Jahre 1979, nachdem er eine Folge der populären Puppenserie *Die Muppet Show* gesehen hat. Es übersteigt seinen Verstand, dass Leute sich so kindisch verhalten können und andere Leute sich darüber auch noch amüsieren.

Maarten Koning und J.J. Voskuil sind nicht ein und derselbe. Der ungeahnte Erfolg von *Het Bureau* beruht schließlich zu einem nicht geringen Teil auf dem Muppet-Show-Prinzip. Dass Menschen sich so ungemein kindisch verhalten können, ist eine unerschöpfliche Quelle des Vergnügens für die Leser des Romanzyklus.

Das unglaubliche Genörgel, das durch die nüchterne Art, in der es im Roman registriert wird, schon wieder geistreich ist, macht alle Einzelbände gleichermaßen unterhaltsam. Dennoch lassen sich unterwegs diverse Verschiebungen beobachten, so dass jeder Band dieses Megaromans auf seine ganz besondere Art unwiderstehlich ist.

Als Maarten im Jahre 1980 krank zu Hause sitzt und seine Kollegen ihm einen Obstkorb bringen, stellt er – zwar ohne zu brabbeln, aber auch ohne zu begreifen, dass er seinen ehemaligen Chef imitiert – die ewig wiederkehrende Frage des inzwischen in einem Pflegeheim lebenden Institutsleiters Beerta: „Wie läuft es im Büro?“

Wieder zurück an seinem Arbeitsplatz, lässt er den Text einer Anzeigenkampagne „Pro Palästina“ herumgehen, mit der Bitte, ihn zu unterschreiben und mittels einer Spende zur Veröffentlichung in der Zeitung beizutragen. Er tut dies, obwohl er sich selbst seinerzeit geweigert hatte, die „Liste für Algerien“ zu unterschreiben, mit der Beerta, unter Ausnutzung seiner Vorgesetztenposition, das Personal „unter Druck“ gesetzt hatte. So nannte Maarten das damals.

Die Identifikation mit seiner Bastion nimmt für Maarten Koning absurde Formen an, als er 1982, mit Blick auf die Einsparungen, die auch das Büro nicht verschonen werden, ein Rotationssystem entwi-

ckelt, das ihn irgendwann selbst in der Pförtnerloge hinter dem Telefon landen lässt. Maarten ist zu diesem Zeitpunkt beileibe kein Außenstehender mehr – er ist „Das Büro“ selbst.

Besonders schön ist die Verknüpfung des Büro-Mikrokosmos – wo die Schränke und Regale überquellen vor all den Informationen über den Umgang des Volkes mit Brot und eingemachtem Fleisch, über öffentliche Feiern, Straßenmusik, Häuser und Musikinstrumente – mit der unfassbaren Wirklichkeit außerhalb der Institutsmauern. So absurd diese hochspezialisierte Dokumentationsarbeit auch scheinen mag, sie ist auf das Bewahren von Volkstraditionen gerichtet, bei denen die Unterschiede nicht statisch betrachtet werden (das war die Linie der Generation Beertas), sondern als Phasen in einem Prozess. Die Mitarbeiter des Büros *fokussieren* kleine Themen, an denen sich die große Rotation ablesen lässt. So gesehen erhält die Nutzlosigkeit des jahrelangen Herumtütelns an diesen Miniprojekten ein nahezu heroisches Gegengewicht. Je weniger man beweisen kann, festgehalten für die Ewigkeit, umso stärker wächst der Beweis, dass sich letztlich niemals und nirgendwo etwas auf immer und ewig festlegen und retten lässt. Ist das nicht eine Metapher für alles menschliche Leben und Streben?

Die tragische Komponente verleiht der Banalität der Dialoge in *Het Bureau* Gewicht und sogar Tiefe. Es ist die Muppet Show mit einer Träne im Augenwinkel, ergreifender und zielgerichteter als eine Puppenserie, die nichts anderes bezweckt als zu unterhalten. Voskuil trägt mit seinem Zyklus einen Stein, wenn nicht ein ganzes Bauwerk zur Geschichte seines alten Fachgebietes bei.

Das Büro – also das Institut – erforscht das Verhalten von Gruppen; *Het Bureau*, der Roman, erforscht das Verhalten der Gruppe von Menschen, die in diesem Büro arbeitet, und zwar mit einer Hartnäckigkeit, in der sich der Autor und der Wissenschaftler wieder vereinen.

„Das ist nicht mehr meine Zeit“, findet Maarten, nachdem er sich, ohne eine Miene zu verziehen, die Muppet Show angesehen hat. Zu Beginn des Jahres 1981 wird ihm mit einem Schock klar, „wie wenig von der Vergangenheit übrig geblieben war und wie aussichtslos sich die Zukunft vor dem Hintergrund der sich auftürmenden, sinnlosen Verantwortlichkeiten abzeichnete“.

An einer ganzen Reihe von Details auf diesen 900 Seiten des fünften Bandes von *Het Bureau* wird klar, dass die Vergangenheit zerbröckelt, während man daneben steht. Als Maarten und Nicolien nach 31 Jahren erneut ihren Wanderurlaub in den französischen Alpen verbringen, erinnert nichts mehr an die träge, verlassene Atmosphäre von einst. Kaum ist Maarten zurück an seinem Arbeitsplatz, meldet ihm eine Kollegin, dass auf zwanzig Jahre alten Tonbandinterviews mit Bauern fast nichts mehr zu hören ist. Beim Begräbnis des alten Zwiers

hört Maarten, dass dieser nette Kerl ein großer Nazikollaborateur gewesen war – wieder eine Illusion zerstört.

Der frustrierte Beerta in seinem Pflegeheim; die liebenswerte Mutter von Nicolien, die immer weiter in die Demenz abgleitet und nicht weiß, wo sie einmal gewohnt hat; die unverschämte Hure, von der Maarten auf der Straße bedrängt wird; der Schwarze, der versucht, ihm Haschisch zu verkaufen; der bärtige Mann, der ihm im Dunkeln tanzend und schreiend hinterherläuft. Alles ist brauchbar und wird in *Het Bureau* als Material zum Zweck literarischer Erforschung eingesetzt: Die Illusion von Gemeinschaft und Gruppenzusammenhalt wird Stück für Stück bloßgelegt. Durch den Autor – nicht durch Maarten Koning, dem es auch weiterhin an Selbsteinsicht fehlt.

Denn Maarten Koning glaubt durchaus, einer festen Gruppe anzugehören. Doch der Leser erfährt, dass die Solidarität, die er sich auf die Fahne geschrieben hat, in der Praxis auf eine frostige Quengelei hinausläuft. Hinter seinem Rücken wird getratscht, Kollegen fallen ihm auf Sitzungen öffentlich in den Rücken, er muss sie sogar mehrfach zur Räson bringen, sie an ihre Aufgabe erinnern und daran, welches Ziel damit verbunden war.

Er hat mehr zu tun als jemals zuvor: Vorträge schreiben, die Brodstudie durchführen, Sitzungen abhalten über die Frage, ob man Dritte-Welt-Kaffee oder den üblichen Douwe Egberts ausschenkt (der Kantenbetreiber sammelt die Wertmarken), mit in- und ausländischen Kommissionen und dem Ministerium beraten, Besucher einweisen, Telefonate beantworten, in der Mittagspause auf Bitten Nicolien's Kartoffeln holen sowie der unbekannteren und (schon aus diesem Grund) beängstigenden Universitätsbibliothek einen Besuch abstatten – eine Übung in Slapstick, mit Maarten in einer Glanzrolle und mindestens so interessant wie Mr. Bean.

Über, hinter und unter all diesen Szenen aus den Jahren 1979 bis 1982, die so oft Anlass für ein Schmunzeln und manchmal sogar für Lachtränen bieten, liegt der Fluch der Vergeblichkeit und der bitteren Isolation. Beim Lesen des fünften Bandes *En ook weemoedigheid* („Und auch Wehmütigkeit“), dessen Titel auf Willem Elsschots berühmtes Gedicht „Die Ehe“ verweist, gefriert einem das Lachen auf den Lippen.

Die Vergangenheit wird unwiederbringlich verbessert, die Infantilisierung schreitet voran. „Der Mensch ist ein Spielball zufälliger, sich fortwährend verändernder Umstände“, schreibt Maarten in einem Brief an den Wissenschaftler Vreeburg. Die unaufhaltsame Bewegung ist nur wahrnehmbar, wenn man zumindest *versucht*, die Welt für einen Moment anzuhalten – wie es in den sieben Bänden des Romans geschieht. Es gelingt nie zur Gänze, doch zu zeigen, dass es nie ganz

gelingen kann, ist ein Verdienst, und sicher kein geringes. Keine Wissenschaft, wohl aber ein Beweis: das Merkmal echter Literatur.

Am 3. Februar 1999 habe ich mit Han Voskuil im großen Saal des Rathauses in Delft ein Interview geführt, über das es keine Aufzeichnungen gibt. Doch ich fand in meinem 5. Band des *Het Bureau*-Romans einige Ausschnitte aus lokalen Zeitungen, in denen über diesen Auftritt berichtet wird. Wir haben unter anderem über die vielen Wiederholungen in seinem Romanzyklus gesprochen. „Ich habe einmal einen japanischen Film gesehen“, sagte Voskuil, einem dieser Zeitungsausschnitte zufolge: „Darin passierte nichts. Man sah nur, wie ein Ehepaar damit beschäftigt war, ein Stückchen Land zu bearbeiten. Sie mussten fortwährend den Eimer mit Wasser füllen. Ich finde das schön. Kleine Dinge geben dem Leben Rückhalt. Tagtäglich sich wiederholende Dinge schenken Trost, eben weil sie sich wiederholen. So erweckt die scheinbare Sinnlosigkeit den Eindruck der Ewigkeit.“ Aus einer anderen Zeitung, zum selben Thema: „Ich finde es äußerst tröstlich, dass jemand dreißig Jahre lang dieselben Handlungen verrichtet. Die Schriftstellerin Judith Herzberg schrieb einmal in einem Gedicht, dass jemand nicht stirbt, wenn er seine Brille putzt. So ist es.“

Am Freitag, den 8. Dezember 2000, interviewte ich Voskuil ein weiteres Mal, dieses Mal in De Rode Hoed in Amsterdam, kurz nachdem der siebte und letzte Band der *Het Bureau*-Reihe erschienen war. Es folgten weitere Begegnungen, kurze Briefe, ein paar Verabredungen zum Essen, und wir gingen dazu über, uns zu duzen. Doch in einer meiner schönsten Erinnerungen an Han Voskuil wird kein Wort gesprochen.

Am 11. Februar 1998 betraten meine Frau und ich um ungefähr halb neun den Frühstückssaal des Hotels, in dem wir und die Voskuils übernachtet hatten. „Herr Voskuil lässt sie grüßen“, wurde mir mitgeteilt. „Er und seine Frau haben schon gefrühstückt und fanden das Wetter zu schön, um noch länger zu warten. Sie sind gerade zur Tür hinaus. Sie können sie noch sehen.“ Wir blickten aus dem Fenster und sahen Han und Lousje in diszipliniertem Tempo von dannen spazieren, Han mit einem kleinen Rucksack auf dem Rücken. Es war tatsächlich herrliches Wetter. Da gingen sie, im milden Morgenlicht, in der salzigen Middelburger Luft. Ein bärenstarkes Team. Ihr soundsovielter Spaziergang – ein trostvolles Ritual.

Wer hätte damals geahnt, dass ich gut zehn Jahre später, am 8. Mai 2008, in der flirrenden Hitze, die über dem Den Haager Friedhof Oud Eik en Duinen lag, hinter seinem Sarg hergehen würde?

Übersetzung: Gerd Busse



Kurzbiographien der Mitwirkenden

Bettina *Anhuth* (geb. 1987) absolvierte ein Bachelor-Studium der Germanistik und Niederlandistik in Münster. Seit 2009 studiert sie den neuen Masterstudiengang „Niederländisch-Deutsch: Literarisches Übersetzen und Kulturtransfer“ in Münster und Nimwegen und arbeitet außerdem in einem Übersetzungsbüro in Enschede.

Kontakt: Bettina.Anhuth@t-online.de

Gerd *Busse* (geb. 1959), Dr. phil., studierte in Göttingen, Amsterdam und Berlin Erziehungswissenschaften, Politik und Niederlandistik und ist, neben seinem Hauptberuf als Projektentwickler und -koordinator in deutsch-niederländischen Bildungsprojekten, seit vielen Jahren als Publizist und Übersetzer aus dem Niederländischen tätig.

Kontakt: gerd.busse@het-bureau.eu

Kerstin *Kamp* (geb. 1982), Erzieherin, seit 2002 in der Jugendhilfe tätig, Abitur auf dem zweiten Bildungsweg, Bachelorstudium Germanistik und Niederlandistik in Münster, seit 2009 Masterstudiengang „Niederländisch-Deutsch: Literarisches Übersetzen und Kulturtransfer“ an den Universitäten Münster und Nimwegen.

Kontakt: kerstinkamp@gmx.de

Lut *Missinne*, Dr. phil., studierte Niederlandistik, Anglistik und Allgemeine Literaturwissenschaft in Leuven und Utrecht. Professorin für moderne niederländische Literatur am Institut für Niederländische Philologie der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster. Forschungsschwerpunkte: Autobiographie/Autofiktion; Übersetzungswissenschaft; Kulturkontakte zwischen Deutschland, den Niederlanden und Flandern; Literatur der Zwischenkriegszeit.

Kontakt: lut.missinne@uni-muenster.de

Arjan *Peters* (geb. 1963), Redakteur und Literaturkritiker der niederländischen Tageszeitung *de Volkskrant*. Herausgeber des Essaybands *Nog even een ommetje. Beschouwingen over Het Bureau van J.J. Voskuil*. Amsterdam: G. A. van Oorschot, 2000.

Kontakt: a.peters@volkskrant.nl

Simone *Schmid* (geb. 1984), B.A., geboren in Aurich, studierte in Oldenburg Germanistik und Sozialwissenschaften und war nach ihrem Bachelorstudium als Sprachassistentin in Haarlem tätig. Seit Oktober

2009 studiert sie in Münster und Nimwegen den neu eingeführten Master „Niederländisch-Deutsch: Literarisches Übersetzen und Kulturtransfer“.

Kontakt: simoneschmid@yahoo.de

Frederike *Vollmer* (geb. 1987), Bachelor in Niederlandistik und Romanische Philologie: Französisch, studiert zur Zeit in Münster den Master of Arts „Niederländisch-Deutsch: Literarisches Übersetzen und Kulturtransfer“.

Kontakt: frederike_vollmer@osnanet.de.

Lousje *Voskuil-Haspers* (geb. 1926), Buchhändlerin und Bibliothekarin. Geboren in Rotterdam, aufgewachsen in Den Haag, 1950 Hochzeit mit J. J. Voskuil, danach zunächst Hausfrau, dann ehrenamtliches Engagement bei Amnesty International und Studium der Slawistik.

Anne *Wolters* (geb. 1986) studiert „Niederländisch-Deutsch: Literarisches Übersetzen und Kulturtransfer“ (Master of Arts) sowie „Lehramt für Gymnasien und Gesamtschulen“ (Master of Education) für die Fächer Französisch, Englisch und Niederländisch in Münster und Nijmegen (NL). Neben dem Studium ist sie am Institut für Niederländische Philologie in Münster als studentische Hilfskraft und als Tutorin für die Einführung in die niederländische Literaturwissenschaft tätig.

Kontakt: anne.wolters@gmx.net

Niederlande-Studien

herausgegeben von
Loek Geeraedts, Lut Missinne und Friso Wielenga

In Vorbereitung
Band 51

Léon Hanssen

Menno ter Braak (1902–1940)

Leben und Werk eines Querdenkers

2011, 388 Seiten, 44,90 €, ISBN 978-3-8309-2464-7

Als der niederländische Autor Menno ter Braak am 14. Mai, dem Tag der Kapitulation der niederländischen Armee, den Freitod wählte, markierte dies die Stunde Null der niederländischen Literatur des 20. Jahrhunderts. Menno ter Braak, ein Kämpfer für Humanität und Wahrheit, stand in der Tradition von Erasmus und Multatuli. Bereits als junger Mann entwickelte er eine starke Verbundenheit mit Deutschland. Sein Geschichtsstudium schloss er mit einer Promotion über Kaiser Otto III. ab. Menno ter Braak setzte sich in den Niederlanden für das Werk Friedrich Nietzsches ein. Zugleich wurde er in seinem Heimatland der wichtigste Kritiker des Dritten Reichs und der Judenverfolgung. Thomas Mann war er freundschaftlich verbunden. Mit seinem Œuvre schlägt er eine Brücke von Thomas Mann zu Harry Mulisch, dem späteren niederländischen Zauberlehrling. Zusammen mit dem Historiker Johan Huizinga, mit dem er verwandt war, gilt Menno ter Braak als bedeutendster Non-Fiction-Autor der modernen niederländischen Literatur.

Band 43

Ute Schürings

Metaphern der Großstadt

Niederländische Berlinprosa zwischen
Naturalismus und Moderne2008, 182 Seiten, geb., 34,90 €
ISBN 978-3-8309-2037-3

Wer die Berlin-Beschreibungen niederländischer und flämischer Künstler des frühen 20. Jahrhunderts liest, gewinnt den Eindruck, ihre Autoren hätten nicht ein und dieselbe, sondern völlig verschiedene Städte bereist. Die einen schwärmen von einer fortschrittlichen Weltmetropole und Hauptstadt der Avantgarde, andere hingegen nehmen Berlin als Zentrum eines immer noch allgegenwärtigen Militarismus wahr, dritte prangern den Verfall der Sitten an.

Die Studie von Ute Schürings greift diesen scheinbaren Widerspruch auf und untersucht exemplarisch vier Prosatexte der Autoren Herman Heijermans, J. van Oudshoorn, Hendrik Marsman und Paul van Ostaijen. Wie stellen sie die Stadt dar? Welche Metaphern verwenden sie? Und wie lassen sich die Texte in der Tradition der europäischen Großstadtdarstellung verorten? Eng am Text arbeitend, nuanciert die Untersuchung anhand zahlreicher Zitate, Kommentare und Hintergrundinformationen nicht nur die bisherige literaturhistorische Einordnung der einzelnen Autoren, sondern setzt sich darüber hinaus kritisch mit der in der niederländischen Philologie verbreiteten These eines verspäteten Aufgreifens des Modernismus auseinander.

Simone Schroth

Das Tagebuch The Diary Le Journal

Anne Franks *Het Achterhuis* als Gegenstand eines kritischen Übersetzungsvergleichs

2006, 350 Seiten, geb., 34,90 €, ISBN 978-3-8309-1523-2

Seit dem Erscheinen der Erstausgabe im Jahr 1947 wird Anne Franks *Het Achterhuis* weltweit gelesen – allerdings nicht oft im niederländischen Original. Simone Schroth stellt die deutschen, englischen und französischen Übertragungen aus den fünfziger und den neunziger Jahren innerhalb einer Zielsprache einander gegenüber: Wie ging man mit stilistischen sowie historischen und kulturspezifischen Textmerkmalen, dem „Ton“ der Vorlage und diversen weiteren Elementen um? Auch Fragen zur Edition und zur Rezeption von Anne Franks Texten sowie zu ihrem literarischen Wert bleiben nicht unberücksichtigt.

Die Arbeit entstand unter regelmäßigem Austausch mit diversen Anne-Frank-Spezialisten und Zeitzeugen, zitiert werden unter anderem bisher unveröffentlichte Passagen aus dem schriftlichen Nachlass Otto Franks sowie Briefe oder Interviews, in denen Übersetzerinnen und Übersetzer von *Het Achterhuis* Fragen der Verfasserin beantworten.

Das Tagebuch – The Diary – Le Journal is een waardevolle bijdrage in de ‚Anne Frankwetenschap‘.

Bijdragen en Mededelingen betreffende de Geschiedenis der Nederlanden, 1/2008.



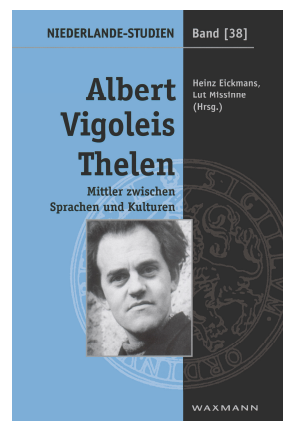
Band 38

Heinz Eickmans, Lut Missinne (Hrsg.)

Albert Vigoleis Thelen

Mittler zwischen Sprachen und Kulturen

2005, 200 Seiten, geb., 29,90 €
ISBN 978-3-8309-1492-1



Am 28. September 2003 jährte sich der Geburtstag des Schriftstellers Albert Vigoleis Thelen zum 100. Mal. Aus diesem Anlass wurde im November 2003 an der Universität Münster eine internationale Tagung abgehalten. Übergreifende Thematik war die Position des Schriftstellers, Kritikers und Übersetzers Thelen als Mittler zwischen unterschiedlichen Kulturen, Literaturen und Sprachen. Die interdisziplinäre Ausrichtung der Tagung erbrachte dabei neue Einsichten in die Person Thelen.

Dieser Band fasst die Beiträge zusammen, die sowohl zu literatur- und kulturwissenschaftlichen als auch zu sprach- und übersetzungswissenschaftlichen Fragestellungen präsentiert wurden. Neben Aspekten, wie z.B. der autobiographische oder faschismuskritische Gehalt des schriftstellerischen Werkes, werden die Kontakte Thelens zu den Niederlanden und seine Tätigkeit als Vermittler untersucht. Seine Übersetzungen aus dem Niederländischen und die Übersetzung seines Werkes *Die Insel des zweiten Gesichts* ins Englische und Niederländische werden genauso betrachtet wie die Sprache und Lyrik des Wortkünstlers.

So bleibt zu hoffen, dass die aufschlussreichen und höchst informativen Beiträge, die zugleich den heutigen Forschungsstand widerspiegeln, den in Süchteln am Niederrhein geborenen Schriftsteller Albert Vigoleis Thelen wieder einem breiteren Publikum bekannt machen und ihm den Rang einräumen, der ihm als „Mittler zwischen Sprachen und Kulturen“ zusteht.

Paul Wietzorek in: Der Niederrhein 3/2006, S. 152

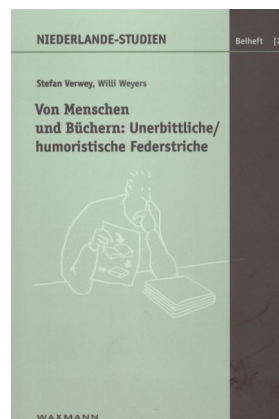
Beiheft 2

Stefan Verwey, Willy Weyers (Hrsg.)

Von Menschen und Büchern

Unerbittliche/humoristische Federstriche

2002, 78 Seiten, br., zahlr. Cartoons, 9,90 €
ISBN 978-3-8309-1129-6



Der 1946 in Nijmegen geborene Cartoonist Stefan Verwey gehört zweifellos zu den Bedeutendsten seiner Zunft. Seit vielen Jahren erscheinen seine Zeichnungen in zahlreichen Zeitungen und Zeitschriften wie *De Volkskrant*, *De Gelderlander* und *De Standaard*. Seine tagespolitischen und gesellschaftskritischen Cartoons zeichnen sich durch eine außergewöhnliche Kombination von durchaus ernstem Inhalt und spottendem, relativierendem Humor aus.

Das Buch zeigt einen Querschnitt des Verweyschen Œuvres. Zu sehen sind Zeichnungen u.a. zu den Themen Krankheit, Alter und Politik. Die Einleitung des Cartoon-Spezialisten Willy Weyers enthält Wissenswertes zur Person Stefan Verwey, zu seinem thematischen Werdegang und seinen Arbeiten über Deutschland und die deutsche Politik sowie eine Auswahlbibliographie.

Weitere Bände der Reihe finden Sie unter
www.waxmann.com